

Erinnerungen zur Orientierung eines ewigen Schülers

Orientierung ist eine allgemeinste Notwendigkeit aller Lebewesen und, wenn man so will, sogar der unbelebten Natur. Die unbewussten Wesen mögen sich sozusagen automatisch orientieren, indem eine überindividuelle Ordnung sie an ihren Platz im unmittelbaren Kontext und im Ganzen stellt. So wird es auf der atomaren und molekularen Strukturebene sein, auch in uns selbst. Aber schon wenig darüber fangen die „Spielräume“ an, viel früher als es das neuzeitliche cartesianische Weltbild wahrhaben wollte. Wie hoch der Grad der aktiven Orientierung ist, hängt dabei offenbar nicht nur vom evolutionären Entwicklungsstand einer Art ab, sondern auch von individuellen Bedürfnissen. Gibt es nicht mehr oder weniger neugierige, wache Katzen oder Hunde? Und gibt es nicht auch unter den Menschen mehr oder weniger langweilige Individuen, die fast ganz in Konventionen aufgehen und nichts weiteres zu suchen scheinen?

Natürlich ist Orientierung nicht nur eine Frage an den Raum und seine drei Dimensionen. Auch die zeitliche Orientierung ist ein Urbedürfnis schon im Lebensrhythmus der Pflanzen. Und vielleicht schon hier, spätestens aber bei den Tieren, kommen weitere Orientierungsbedürfnisse hinzu, so die soziale Orientierung, die Suche nach einem wie auch immer gearteten Platz in einer Gemeinschaft ähnlicher Individuen und schließlich auch die Suche nach dem Platz dieser Gemeinschaften innerhalb einer andersgearteten Umwelt. Zu guter Letzt hat die menschliche Reflexion es dahin gebracht, all dies zusammenzufassen und nach dem Sinn des Ganzen zu fragen und darauf umständliche Antworten zu geben; auch dies entspringt einem Orientierungsbedürfnis.

Viele der angesprochenen Orientierungen etablieren sich bei uns Menschen in einem frühen kindlichen Stadium und gelten danach als erledigt. Es gibt aber Menschen, die kommen in mancher Hinsicht nie so recht aus den Kinderschuhen heraus und für sie bleiben die Orientierungsfragen ihr Leben lang akute Probleme. Erst kürzlich ist mir wieder bewusst geworden, dass ich offenbar ein solches Kind bin. Jedenfalls durchzieht das Thema der Orientierung wie ein roter Faden mein Leben, glücklicherweise nur ziemlich selten als Qual, häufiger als Genuss. Ich möchte hier davon, so gut ich es vermag, wahrheitsgemäß berichten; vielleicht dass ein anderer etwas damit anfangen kann. War nicht Graf Keyserling sogar der Meinung, dass eine einzige Autobiographie mehr über die Wirklichkeit aufschließe als ein ganzes Bündel philosophischer Systeme? Nun, das sei dahingestellt; immerhin dient auch Lesen im wesentlichen der Orientierung.

Als ich gerade sprechen konnte, brachte meine Mutter mir bei, mich mit Namen und Anschrift ausweisen zu können, für den Fall dass ich einmal verloren ginge. (Diese Sorge war nicht ganz unbegründet, da es bereits vorgekommen war, dass ich ohne weiteres vom Töpfchen, auf dem ich saß, aufstand, vor die Türe ging und in einen gerade dort haltenden Omnibus einstieg.) Sie übte mit mir und fragte mich: „Peter, wie heißt du?“ – „Peter Tenhaef.“ – „Und wo wohnst du?“ – „In Walbeck.“ – „Und wo denn da?“ Hierauf wusste ich zunächst keine Antwort; ich dachte angestrengt nach, stellte mir die Situation unserer Wohnlage am Markt vor und sagte endlich mit schelmischer Zufriedenheit: „Zwischen zwei Häuser.“

Der Radius meiner Welt vergrößerte sich von der nachbarschaftlichen Umgebung am Markt, wo ich nach und nach jedes Haus kennenlernte, auf das ganze Dorf und sein Umland. Dazu trugen nicht nur Familienspaziergänge bei, sondern schließlich vor allem die eigenen Erkundungsfahrten, die ich mit meinem Rädchen machte. Um das Dorf herum lag ein etwa ein bis drei Kilometer breiter Gürtel von Feldern und dahinter verschiedene Wälder oder auch nur Waldstreifen. Diese zwiebelschalige Struktur prägte sich mir als Standard der Raumordnung ein; ich meinte, es müsse überall so sein. Tatsächlich erinnere ich mich, dass ich als Kind darüber nachdachte.

Offenbar hatte das Thema der Orientierung im Raum für mich einen anhaltenden Reiz. In unserm Wohnzimmer stand auf einem Schränkchen ein kleiner Globus aus Pappe, auf dem die ganze Welt zu sehen war. Ich glaube, meine Mutter hatte ihn meinem Vater noch vor ihrer Hochzeit geschenkt. Ich spielte gern damit, vor allem seit Papa mir erklärt hatte, was die Zeichnungen auf der Kugel vorstellen sollten und an welcher Stelle Walbeck lag: In der Mitte zwischen dem kleinen Stiefelchen und dem Löwen gab es einen Fleck, der hieß Deutschland, und ganz am Rand davon lag Walbeck. Damit ich die Stelle leicht wiederfinden konnte, stach ich sicherheitshalber mit einem alten Zirkel dort ein Loch hinein; der so entstandene Krater in dem kleinen Globus war freilich so groß, dass alle Wasser des Rheins ihn nicht hätten füllen können.

Als ich sieben Jahre alt war, sah ich im linken Schaufenster unseres Nachbarn, der eine Drogerie besaß und ein Fenster zur Adventszeit mit Spielsachen ausstaffierte, einen anderen Globus. Er war größer und aus Blech. Sämtliche Länder waren da mit unterschiedlichen Farben aufgemalt. Ich wünschte ihn mir so sehr zu Nikolaus. Endlich war es Nikolaus-Abend. Der Nikolaus kam wie jedes Jahr und hielt eine mahnende, aber wohlwollende Rede, während draußen Knecht Ruprecht auf der Treppe beunruhigend polterte. Es war aber üblich, dass der Nikolaus ein Geschenk für uns zurückließ, wenn wir am nächsten Morgen aufwachten und

wieder ins Wohnzimmer kamen. Ich habe diese Nacht wohl schlecht geschlafen. Jedenfalls wachte ich weit vor der Zeit auf und konnte meine Ungeduld nicht weiter zähmen, schlich mich leise hinunter ins Wohnzimmer, um zu sehen, ob Nikolaus mir den ersehnten Globus gebracht habe. Die Enttäuschung war bitter, sehr bitter. Statt eines Globusses stand da ein schnödes gelbes Postauto. Ich konnte nicht mehr an mich halten und stürzte weinend in das Elternschlafzimmer, bekannte auch gleich, dass ich so vorwitzig gewesen war und kein Postauto haben wolle. Als ich mich ausgeweint hatte, fragte meine Mutter mich, ob ich denn bereit wäre, das Postauto abzugeben, z.B. an meinen Vetter Michael, wenn ich den Globus bekäme. Ich bejahte natürlich sofort, und nach dem Frühstück nahm mein Vater mich an der Hand, ging mit mir über den Markt und kaufte mir den Blechglobus für 6.50 DM. Ich glaube, es war eines der schönsten Geschenke meines Lebens. Der Globus stand fortan immer auf meinem Nachtkonsölchen, so dass ich ihn im Bett liegend unentwegt betrachten konnte, wobei ich mir neben den Ländern besonders den vielgestaltigen Küstenverlauf aller Kontinente nachdrücklich einprägte.

Seit dieser Zeit datiert meine die ganze Schulzeit anhaltende Begeisterung für Erdkunde, besonders für Topographie. Auch machte ich mir schon damals mit meiner krakeligen Schrift Listen der Länder und ihrer Hauptstädte, nach Erdteilen und Größen geordnet (wobei ich Rumänien als mittelgroßes Standardland annahm, vielleicht auch weil es ungewöhnlich abgerundet erschien, fast wie eine ideale Kreisfläche). Gleichzeitig entwickelte sich bei mir ein starker Sinn für Himmelsrichtungen, den auch meine Mutter besaß, während mein Vater und meine Schwestern niemals zu sagen wußten, in welcher Richtung jetzt eben Rom oder London lagen. Meine Mutter und ich wunderten uns öfter darüber, wie man sich mit solcher Desorientierung überhaupt in der Welt zurechtfinden und wohlfühlen könne. Offenbar brauchen nicht alle Menschen so viel Übersicht. Das unbedingte Bedürfnis danach hat ja auch wohl etwas Zwanghaftes, das wiederum in tieferen Ängsten seine Ursache haben dürfte. Diese sind mir allerdings kaum bewusst geworden. Vielmehr habe ich es immer genossen, mich so leicht im Raum zurechtfinden zu können.

Die wenigen Male, bei denen mir eine nötige Orientierung missglückte, hatten freilich um so mehr eine katastrophale Wirkung auf meine Psyche. Ich erinnere mich sehr gut der ersten Tage meines Studiums in Münster. Ich war jahrelang auf einem abgelegenen Internat gewesen und kannte die Welt, insbesondere die Menschen, denkbar schlecht. Von daher war ich in diesen ersten Tagen sehr angespannt. Dies galt allerdings nicht für die Topographie der mir bis dahin unbekanntes Stadt. Ich hatte mir einen Stadtplan besorgt und fühlte mich, trotz der vielen krummen Straßen, nach wenigen Minuten gut orientiert über den Straßenverlauf und

die wichtigsten Gebäude. Nun wollte ich, um meiner Isolation ein wenig abzuhelfen, gleich in den ersten Tagen die Freundin meines Freundes Michael Pothmann besuchen, der einen Studienplatz in Bonn bekommen hatte. Ich war auf acht Uhr abends angemeldet und ging eine Viertelstunde vorher los. Den Stadtplan nahm ich gar nicht mit, weil der Weg ganz leicht zu finden war, wie mir ein Blick auf den Plan zeigte: Ulrike wohnte gleich hinter der Kreuzkirche, und ich brauchte nur am Buddenturm die Promenade überqueren und ca. 200 Meter weitergehen bis rechts die Kreuzkirche erschien. Das war dermaßen einfach, dass ich nach dem Buddenturm keine besondere Aufmerksamkeit auf den Weg mehr verwandte, ganz meinen Gedanken über die neuen Eindrücke nachhing und kaum merkte, dass die Straße eine beträchtliche Linksbiegung machte und sich dann gabelte. Bei der Gabelung stutzte ich etwas und ging links weiter; so schien mir sichergestellt, dass die Kreuzkirche auf jeden Fall rechts zu sehen sein müsse. Da ich aber die Straßenbiegung nicht recht wahrgenommen hatte, lag die Kirche inzwischen eher hinter mir als rechts. Ich ging nun weiter und schaute mit wachsender Irritation in alle Straßen hinein, die nach rechts abgingen. Es war keine Kirche zu sehen, obwohl sie nach Plan nur etwa in 70 Meter Entfernung mitten auf der nach rechts gehenden Straße stehen musste. Es waren durchaus Menschen auf der Straße, und ich hätte leicht nach dem Weg fragen können. Aber erstens hatte ich noch nie in einer solch großen Stadt unter so viel fremden Menschen gelebt und war sehr schüchtern und zweitens – das war der gewichtigere Grund – sah ich überhaupt nicht ein, dass ich nicht selber imstande sein sollte, dieses lächerlich kleine Problem zu lösen. Anders gesagt: es war nicht mein Bedürfnis, durch fremde Autorität irgendwie an mein Ziel zu gelangen, sondern ich wollte mich eigenständig orientieren. Endlich kam ich an eine größere Straße, die nach rechts abbog; ich ging ihr nach, zumal ich in der dunklen Ferne den vagen Umriss eines Kirchturms wahrzunehmen meinte. Tatsächlich, es war eine Kirche, und ich schüttelte nur den Kopf darüber, wie ich dummerweise so weit hatte ausholen können. Als ich aber herankam, sah ich, dass es sich gar nicht um die Kreuzkirche handelte. Ich fluchte in meinem Eigensinn und sagte mir: „Verdammt noch mal! Ich weiß genau, dass die Kreuzkirche irgendwo auf der rechten Seite liegen muss. Ich gehe jetzt nicht zurück, sondern weiter, bis ich sie rechts sehe!“ Dabei konnte ich mir kaum verhehlen, dass ich mich auf einer Ausfahrtstraße befand. Bald erschienen auf der rechten Seite schon die ersten Felder. In der Ferne dahinter waren allerdings Lichter von Häusern zu sehen. (Es war die Vorstadt Coerde.) Ich überlegte allen Ernstes, ob ich nicht einfach quer über die Felder auf diese Lichter zugehen sollte. Offenbar war im Laufe der letzten Stunde, die wohl schon vergangen war, das Chaos in meinem Kopf und in meiner Seele schon beträchtlich angewachsen. Ich ging dann aber doch stur gradeaus

weiter bis ich endlich, hochgradig demoralisiert, an einer Bushaltestelle (in Kinderhaus) auf einer Bank in mich zusammensackte. Wider alles Erwarten kam nach wenigen Minuten ein Bus und brachte mich den ganzen Weg – es mochten fünf oder sechs Kilometer sein – in die Stadt zurück, fast bis zum Buddenturm. Ich stieg direkt vor der Kreuzkirche aus. Es war aber spät geworden, und ich war psychisch nicht mehr gesellschaftsfähig, so dass ich meinen Besuch lieber verschob. Stattdessen ging ich auf den Sent – so heißt die große Münsteraner Kirmes, die zwei mal im Jahr stattfindet – und fraß in mich hinein, was das Zeug hielt: Bratwurst, Reibekuchen und und und.... Am Schluss biss ich noch heftig auf gebrannte Mandeln, mit denen ich mir eine Zahnplombe herauszog. – Hätte ich im allgemeinen eine weniger gute Orientierung gehabt, hätte mich das alles sicher weniger frustriert. So aber hatte ich das Gefühl, mir sei mit einem Mal der Boden unter den Füßen weggezogen und ich werde durchdrehen, wenn das so weiter gehe. Glücklicherweise ging es nicht so weiter und ich fand mich bald bestens in Münster wie anderswo zurecht, jedenfalls was die räumliche Orientierung betraf.

Aber ich komme noch mal auf meine Kindheit zurück. Eine meiner räumlichen Lieblingsvorstellungen – die Betrachtung des Globus regte ständig meine Phantasie an –, war die Einbildung, ich stehe auf dem Kamm des Ural und schaue in die unendlichen Weiten Sibiriens hinunter. Dass dies nicht nur wegen des Dunstes, sondern auch wegen der Erdkrümmung nur bedingt möglich sein würde, kümmerte mich nicht. Die Vorstellung, dass es hinter dem Horizont fast unendlich weiter und weiter gehe, ohne dass etwas im Wege stehe, vor allem nichts Menschengemachtes, hatte eine große Befriedigung für mich.

Ähnlich ging es mir mit dem Anblick des Meeres. Als ich neun Jahre alt war, machten wir zum ersten Mal Urlaub auf der Nordseeinsel Wangerooge. Schon die Überfahrt über das Watt war eindrucksvoll, aber dann ging meine Mutter mit mir die lange Zedeliusstraße bis zum Café „Pudding“ hinauf, das auf dem Dünensaum lag. Wir gingen herum – und vor mir lag das leibhaftige Bild der Unendlichkeit. Der Anblick des uferlosen Meeres machte mir einen solchen tiefen, erschütternden Eindruck wie wohl kein zweites Naturerlebnis mehr. Er hätte mich erschlagen können, aber ich hielt stand, und so überwog das Faszinierende das Vernichtende des Anblicks. Viel später las ich bei Immanuel Kant, wie er gerade in dieser Weise den Eindruck des Erhabenen angesichts des gestirnten Himmels beschreibt.

Das Hochgebirge, das ich erst mit 16 kennenlernte, hat mich merklich weniger beeindruckt als das Meer. Die dramatisch aufgetürmten Gesteinsmassen resonierten selten mit meinen seelischen Zuständen und irgendwie hatte ich im Gebirge oft das Gefühl, es stehe meinem Blick im Weg. So blieb der Blick von einer leichten Anhöhe auf eine unbegrenzte Landschaft

oder auf das Meer hinaus mein räumliches Ideal. Und schließlich habe ich es auch dahin gebracht, entsprechend zu wohnen: nördlich von Greifswald ganz nah am Kooser See, über dessen Nordostende ich auf den Greifswalder Bodden schaue, und zwar gerade so wie er sich nach Osten in die freie Ostsee öffnet. Es ist eine Art gestaffelter Blick mit Haltepunkten an den Rändern: zunächst der See mit seinem Ausgang zwischen der Insel Koos und dem Streng, der früher auch mal eine kleine Insel war, seit einigen Jahrzehnten aber als Halbinsel verlandet ist, weit draußen vor Usedom die Insel Ruden und auf der anderen Seite das Südostende von Rügen, Mönchgut, zuletzt bei klarster Sicht geradeaus die obere Hälfte des Leuchtturms auf der Greifswalder Oie, die ansonsten schon hinter dem Horizont verschwunden ist. Man könnte es auch eine Schule der Unendlichkeit nennen.

Apropos Unendlichkeit! Ich wundere mich selbst ein wenig, wieviel Anziehendes für mich die Unendlichkeit hat. Sollte man nicht denken, dass ein Topographieversessener sie eher verabscheut?

Als ich zum Gymnasium auf das Internat Gaesdonck kam, wurde der Dierke-Weltatlas mein Lieblingsbuch. Wir hatten täglich von 16.15 Uhr bis 18.40 Silentium, um die Hausaufgaben zu erledigen. Wer früher fertig war, durfte sich nach Belieben still beschäftigen. Es hätte sicher nicht geschadet, noch mal die Latein-Vokabeln vorzunehmen, aber ich tauchte immer wieder in den Atlas ein und malte mir anhand der Karten aus, wie die Welt an den verschiedensten Stellen aussehen mochte.

Damals lagen vor unserem Hausflügel eine Reihe dicker, etwa drei Meter langer Eichenstämme. Mein Freund Clemens Lücke und ich verstiegen uns zu der Phantasie, so einen Stamm als Einbaum auszuhöhlen und damit herumzufahren. Tatsächlich gingen wir schließlich zum Präses der Gaesdonck, klingelten an seinem Vorzimmer und fragten ihn, ob er uns nicht einen solchen Eichenstamm abgeben könnte. Er schmunzelte und bedauerte; die Stämme seien schon zur Verarbeitung als Bänke vorgesehen. Ach, was ist schon eine banale Bank gegen einen Einbaum?! Wenigstens in der Phantasie gab ich meinen Plan nicht auf, hoffte auf spätere Realisierungsmöglichkeiten und erkundete bis dahin im Atlas die Möglichkeiten, mit dem Einbaum zu fahren. Besonders interessierte mich die Frage, wie weit man in Europa auf dem Wasserweg nach Osten fahren könne. Das Internat, das ursprünglich eine Augustiner-Chorherrenstift gewesen war, von einem breiten Graben umgeben, lag auf einer Mäander-Halbinsel der Kendel, einem kleinen Bach, der in weitem Bogen um die Gaesdonck floss. Eigentlich floss sie fast gar nicht, sondern stand als verschilfter Sumpf. Immerhin, hier konnten wir unsern Einbaum zu Wasser lassen und bis in die Niers vordringen. Als Antrieb hatten wir uns eine primitive Dampfmaschine ausgedacht: eine

Wasserbüchse mit Feuer darunter; durch ein Loch an der Rückseite sollte der Dampf ausgestoßen werden und uns so langsam vorwärts treiben. Auf diese Weise konnten wir – freilich mit viel Geduld, aber Zeit spielte auf dieser Reise keine Rolle – von der Kendel in die Niers, von dort nach kurzer Fahrt flussabwärts in die Maas gelangen, dann über die Verbindungskanäle und gelderländischen Rheinarme in die Ijssel, ab Zutphen über einen langen Kanal bis in die Ems, dort ein Stück flussaufwärts in den sehr nützlichen Mittellandkanal bis Magdeburg – die Schwierigkeiten mit der Schifffahrt im kommunistischen Ostblock ließen wir erst mal dahingestellt sein –, dort in den Elbe-Havel-Kanal, in die Havel, Berlin streifend in den Oder-Havel-Kanal, in die Oder, wieder ein Stück flussaufwärts bei Küstrin (wo Friedrich der Große seine schlimmste Niederlage im siebenjährigen Krieg einstecken musste) in die Warthe, hinter Landsberg in die Netze, ja und dann durch den kurzen Brombergkanal in die Weichsel. Dieser Brombergkanal, so kurz und schmal er auch sein mochte, erschien mir als ein wahres Geschenk des Himmels; ohne ihn wäre das ganze Unternehmen schon hier im Grenzgebiet zwischen Posen und Westpreussen buchstäblich versandet. So aber ging es munter weiter, über Thorn die Weichsel aufwärts – hoffentlich schafft unsere Dampfmaschine das! –, kurz vor Warschau in den Bug, ab Brest über den Dnjepr-Bug-Kanal und den Iripjet durch die endlosen Pripjetsümpfe bis in den Dnjepr. Hier müsste man sich nun entscheiden. Wenn wir noch weiteres Fernweh hätten, könnten wir flussabwärts entweder über neue sowjetische Kanäle ins Asowsche Meer kommen, gleich wieder den Don aufwärts über den Lenin-Kanal bei Stalingrad in die Wolga – die Stadt hieß jetzt Wolgograd – die Wolga, die Kama, die Tschussowaja aufwärts, bis es endlich, endlich in der Nähe von Swerdlowsk nicht mehr weiterging. Dies schien mir aber auch ein ganz passender Endpunkt zu sein, weil wir hier im Ural gerade bis an die Grenze Europas vorgestoßen wären und überdies die lang ersehnte Aussicht vom Ural hinunter ins unzugängliche Sibirien genießen könnten.

Der Ehrlichkeit halber musste ich mir aber eingestehen, dass wir wahrscheinlich spätestens in Kiew Heimweh bekommen hätten. Für diesen Fall wollten wir nicht einfach denselben Weg zurückfahren. Schon damals hatte ich eine starke Antipathie gegen solche Rückwege; sie machten auf mich den Eindruck, man sei eigentlich gar nicht von der Stelle gekommen, indem man die bewältigte Strecke rückgängig mache. Bei einem Rundweg hatte ich viel eher das Gefühl, stetig voranzukommen. Also wären wir in diesem Fall des Heimwehs gemächlich den Dnjepr bis ins Schwarze Meer hinabgefahren, dort ein Stück übers Meer – immer schön nah an der Küste entlang –, an Odessa vorbei bis in die Donaumündung. Die Donau hätte uns – freilich flussaufwärts – wieder bis nach Deutschland gebracht. Blieb nur zu hoffen, dass die

Bayern bis dahin den schon seit den Tagen Karls des Großen projektierten Kanal zwischen Donau und Main endlich fertig hätten. So wären wir schließlich in den Rhein gelangt und hätten nur das kurze Stück ab Nimwegen dieselbe Strecke über Maas, Niers und Kendel zurückfahren müssen, um wieder vor der Gaesdonck anzulanden. – Ob uns noch jemand wiedererkannt hätte?

Die Faszination, die Landkarten für mich hatten, genauer gesagt: das Verhältnis von Karten und Realität, ist mir bis heute nicht abhanden gekommen. Je genauer solche Karten sind, desto besser, weil da in Bezug auf jenes Verhältnis am stärksten die Vorstellungskraft angeregt wird. Einen regelrechten Widerwillen habe ich gegen „Karten“, die nicht nur grobplakativ sind, sondern dabei auch noch die realen Positionsverhältnisse verzerren. Solche vor allem im Tourismusgewerbe üblichen „Karten“ sollen wohl eher einem dekorativen Zweck dienen; mir sind sie ein Greuel, eine Beleidigung der topographischen Realität und der des Betrachters, der für dumm verkauft wird. Dagegen ist es mir eine Lust, etwa während des Zugfahrens abwechselnd nach draußen und auf eine detaillierte Karte zu schauen und die Übereinstimmung von Bild und Wirklichkeit zu verifizieren. Das Bild der Karte ist wie ein schöner Traum. Und was gäbe es Schöneres als zu einer entsprechenden Wirklichkeit zu erwachen? – Und wer weiß, ob nicht die Wirklichkeit ihrerseits ein Traumbild ist, das wie eine Karte eine wirklichere Wirklichkeit repräsentiert?

Ja, vielleicht ist das der Grund – um darauf zurückzukommen –, warum mir die Unendlichkeit letztenendes doch nicht unbehaglich ist. Die Übersicht des Ganzen kann es allenfalls für einen Gott geben. Und da wir offenkundig keine Götter sind, sollen wir am Überschaubaren Genüge finden, ohne das Unüberschaubare zu leugnen. Ich sympathisiere da ganz mit Goethes Grundsatz: „Das Erforschliche erforschen, das Unerforschliche ruhig verehren!“, während mir die Maxime des Mathematikers Hilbert höchst fragwürdig erscheint: „Wir müssen wissen! Wir werden wissen!“ Dass sich die Universität Göttingen diese Maxime auf einem Denkmal für Hilbert zu eigen gemacht hat, erscheint mir als ein Akt geradezu blasphemischer Dreistigkeit. So sehr darf man den Menschen nicht überschätzen. Auch wenn sein Wissen sich noch wesentlich erweitern sollte – was zu hoffen ist –, bleibt er doch ein relatives Wesen, wie alles andere auch. Schon aus diesem einfachen Grund erscheint mir der Traum von der „Weltformel“, der neuerdings unter anderem von dem berühmten englischen Physiker Stephen Hawking geträumt wird, als eine an Lächerlichkeit grenzende Schwärmerei. Gerade ein Mensch wie er müsste doch wissen, dass die Wirklichkeit kein geschlossenes System ist, das sich überschauen ließe. Je mehr wir wissen, desto klarer wird, dass sie vielmehr ein unabsehbarer, ein prinzipiell unabsehbarer Prozess ist, von dem wir weder

Anfang noch Ende kennen und darum auch die mittleren Zustände nur begrenzt verstehen können, prinzipiell nur begrenzt verstehen können. Daher respektiere ich die Unendlichkeit, aber ich habe ein starkes Unbehagen, wenn man als Mensch mit ihr jongliert. Es hat in meinen Augen etwas Leichtfertiges, wenn nicht Zynisches.

Hier komme ich direkt auf unser Thema der Orientierung zurück, denn das Jonglieren hat zweifellos viel mit Orientierung zu tun. Ich habe in diesem Punkt schon als Schüler eine vielleicht übertriebene Empfindlichkeit gegen das Jonglieren gehabt.

Nächst der Geographie erschienen mir nicht die Naturwissenschaften als das für uns Menschen Überschaubarste und Solideste, sondern die Geschichte. Schon bevor ich in die Schule kam, interessierte ich mich lebhaft für alles, was meine Großeltern, Großtanten und -onkel von „früher“ erzählten, und auf dem Speicher kramte ich mit Vorliebe in alten Sachen von meiner Urgroßmutter und schaute immer wieder die Bilder von ihr, ihren Eltern und den andern verstorbenen Verwandten an. Auch gab es da ein Gebetbuch, das meine Ururgroßmutter 1844 von ihrem Bruder zur Hochzeit geschenkt bekommen hatte und in das mein Ururgroßvater die gemeinsamen zehn Kinder mit Namen und Geburtstag eingetragen hatte. Das alles regte anhaltend meine Phantasie an. (Ich habe darüber ausführlicher an anderer Stelle geschrieben.) Als sich später die Gelegenheit ergab, richtete ich mit dem alten Kram und den Fotos ein kleines Familienmuseum ein.

Während meiner Volksschulzeit wuchs mein historisches Interesse beständig an. Ich interessierte mich jetzt vor allem für die Geschichte meines Heimatdorfes. Wie anhaltend auch dieses Interesse blieb, zeigt sich daran, dass ich mit 18 Jahren ein fünftaktiges Drama in über zweitausend Blankversen schrieb, das den Titel „Nydeggen. Tragödie in fünf Aufzügen“ hatte und die desaströsen Verhältnisse der Freiherren von Walbeck im 16. Jahrhundert thematisierte.

Allmählich überflügelte mein historisches Interesse das für Erdkunde. Freilich wurde mir damals noch nicht bewusst, dass ich hier eine ähnliche Orientierung suche, nur eine, die sich weniger auf die Dimension des Raumes als auf die der Zeit bezieht. Anstelle des geographischen Atlases wurde nun der Geschichtsatlas, den ich mir zu Weihnachten wünschte, mein Lieblingsbuch. Und wie ich mir im Falle der Erdkunde topographische Verhältnisse und Namen mit großer Leichtigkeit einprägen konnte, so ging es mir auch mit den Geschichtszahlen. Was ich in diesem Bereich einmal auffasste, blieb in der Regel haften. (Leider hatte ich dieses Glück in den meisten anderen Schulfächern durchaus nicht.) Natürlich lernte ich die Geschichtszahlen nicht wie ein Telefonbuch auswendig, sondern dachte mich,

ähnlich wie im Falle der geographischen Karten, immer lebendig in die damit verbundene Realität hinein, allerdings, vor allem anfangs, mit einer gehörigen Portion Phantasie. Die hinter den Zahlen stehenden Wirklichkeitsvorstellungen wuchsen mit der Zeit immer dichter zusammen, und ich bemerkte, dass es um so leichter ist, etwas zu behalten, je mehr man bereits weiß. Schließlich machte es mir keine Schwierigkeiten mehr, die paar Jahrtausende der menschlichen Kulturgeschichte als mehr oder weniger detaillierten Zusammenhang zu überschauen, und ich lernte sogar, mir von den ca. 15 Milliarden Jahren, die unser Kosmos alt ist, eine halbwegs anschauliche Vorstellung zu machen, nicht auf einen Blick, aber auf fünf oder sechs an einander angeschlossene Blicke, sozusagen mit Übersetzung. Aus dieser zeitlichen Orientierung ging für mich ein wohl noch größerer Genuss als aus der räumlichen hervor, weil durch die Erschließung der Vergangenheit mein sich entwickelndes Menschenbild durch eine Tiefendimension bereichert wurde. Der Mensch war offenbar wesentlich mehr als das, was ich auf der Oberfläche der Gegenwart von ihm wahrnahm. Schon damals habe ich in dem allgemein abnehmenden Interesse an geschichtlichen Gegenständen eine der bedenklichsten Verflachungssymptome unserer Gesellschaft gesehen.

Freilich hatte meine Lust an der Geschichte auch ihre fragwürdigen Seiten. In der Mittelstufe steigerte sie sich zu einer bedenklichen Manie mit nationalistischer Orientierung. (Es ist fatal, wenn man in diesem Stadium der Geschichtsreflexion hängenbleibt.) Gerne kombinierte ich meine geographischen und historischen Interessen, z.B. indem ich, während ich eine Biographie über Friedrich II. von Preußen las, mit kleinen Fähnchen auf einer Landkarte die Positionen der verschiedenen Heere in seinen Kriegen markierte. Überhaupt spielten die Fürsten und Schlachten eine dominante Rolle in meiner historischen Phantasie.

Zu Kaisers Geburtstag am 27. Januar bereitete ich eine ausführliche Rede vor, in der ich nicht nur Wilhelm II. in den schönsten Farben malte, sondern auch die allgemeinen Vorzüge der Monarchie herausstellte. Meinen Kameraden hatte ich davon erzählt, und alle wünschten die Rede zu hören und dadurch den Schulunterricht beiseite zu drängen. Der Religionslehrer schließlich ließ sich aus Neugier erweichen und verfolgte leise kichernd meinen Vortrag, der nicht, wie erwartet, ein paar Minuten, sondern schließlich doch eine Dreiviertelstunde dauerte. Es war kurz nach dieser Rede, dass man mich wider Erwarten zum Klassensprecher wählte, eigentlich nur aus spaßhaftem Übermut. Ich machte mir meinerseits einen Spaß daraus, die einzelnen Klassenkameraden nach verschiedenen deutschen Fürsten zu benennen, die am Deutsch-Französischen Krieg beteiligt waren. Außerdem feuerte ich sie während des regelmäßig zum Wochenschulschluss am Samstag stattfindenden Fußballspiels mit vaterländischen Parolen an, z.B.: „Deutsches Herz, verzage nicht. Tu, was dein Gewissen

spricht!“ Zum Schluss stellte ich regelmäßig mit Schiller fest: „Es war nicht eine Schlacht, ein Schlachten war’s zu nennen.“ Durch diesen Quatsch wurde mir das ansonsten äußerst langweilige Fußballspielen, zu dem wir auf dem Internat übermäßig genötigt wurden, einigermaßen erträglich.

Im Laufe der Zeit hielt ich noch zwei, diesmal als Referate für den Geschichtsunterricht getarnte Reden: über den Deutsch-Französischen Krieg (zum 2. September) und (zum 18. Januar) über die preußische Geschichte im allgemeinen. Darin spielten vielstrophige blutrünstige Kriegslieder eine zentrale Rolle. (Unser altmodischer Direktor, der die Veranstaltungen zuließ, drängte mich an diesen Stellen immer zu kürzen.) Mein Lieblingslied war „Zu Sedan auf der Aue, wie war das Gras so rot...“; ich hatte es, wie die meisten anderen Lieder dem Deutschen Kommersbuch von 1913 entnommen, das mir jemand geschenkt hatte. Trotz meiner Entgleisungen, war unser Direktor von mir begeistert, und als wir in der Oberstufe einen anderen Geschichtslehrer bekamen, sagte der in der ersten Stunde: „Herr Tenhaef, Ihnen geht ja großer Ruhm voraus.“ Der ironische Unterton war freilich auch nicht zu verkennen.

Bald darauf bekam ich einen Bescheid zur Musterung. Da wurde mir bewusst, dass meine Vaterländerei und Militärbegeisterung eine bloße Komödie gewesen war. Ich wollte mir doch nicht im Ernst möglicherweise vorschreiben lassen, einen anderen Menschen zu erschießen. Da hört der Spaß auf. Meine Vaterländerei hatte nur dazu getaugt, mich auf eine altmodische Weise über dieselbe lustig zu machen. Das war freilich nicht von allen so verstanden worden. Und als ich selbstverständlich den Wehrdienst verweigerte, wunderte sich mancher. Der Präses, an dessen Tisch ich einmal kurz danach aß und dem ich davon erzählte, schlug sogar zitternd vor Ärger sein Besteck auf die Tafel und fauchte mich an: „Wenn du dich in Moskau als Wehrdienstverweigerer auf den Roten Platz stelltest, dann hätte ich Respekt vor dir. – Aber dass du so *dumm* bist, das hab ich nicht gedacht.“ Bei dem Wort „dumm“ führte er in gewohnter Weise seine zusammengekniffenen Finger an die Stirn und drehte die Hand. Offenbar hatte er eine andere Orientierung, als ich sie inzwischen gewonnen hatte.

Was aber die formale Seite meiner historischen Orientierung betrifft, so habe ich in jenen Jahren – wohl aus einem gewissen egozentrischen Narzismus heraus, der mir überhaupt eigen zu sein scheint –, darüber ausgiebige Reflexionen angestellt und mit 18 Jahren eine zweiteilige Abhandlung in mein Tagebuch geschrieben. Ich will sie hier wörtlich als Exkurs einschieben, zumal die darin beschriebenen Strukturen sich in den vergangenen Jahrzehnten für mich nicht verflüchtigt haben, wenn ich sie auch nicht mehr so aufregend finde wie damals.

„Zeit und Zahl in Spiralenordnung

Die Zeitspirale

Die Zeitspirale ist ein in meiner Phantasie bestehendes, also rein gedankliches Ordnungsband der Zeit, die in Jahreszahlen gemessen wird. Sie erleichtert mir deshalb das Behalten von Jahreszahlen, weil ich mir diese nicht ohne Bezugspunkte einprägen, sondern auf der Spirale den im Verhältnis zu ihren Nachbarn richtigen Platz zuordnen, wo ich sie durch „Anvisieren“ wiederfinden kann. Unter dem Gesichtspunkt eines solchen Zweckes hat die Zeitspirale vor dem Zeitstrahl einen großen Vorteil, da sie nicht überall gleich aussieht und auch nicht innerlich gleich beschaffen ist (äußerlich wohl), sondern durch die Lage der Bögen den Zeiträumen unterschiedliche Bedeutung zumißt, zumal sie mir nicht gleichmäßig geschwungen erscheint. Gewißheit darüber kann ich nicht bekommen, da ich die Zeitspirale nicht im Ganzen betrachten kann, deshalb nicht, weil ich selbst auf der in die Vergangenheit und in die Zukunft hin ewigen Spirale stehe, besser: ich bin bei der Spirale – und zwar am Punkt der Gegenwart – denn die Spirale ist (wie mein geistiges Ich) ohne Materie und doch mit einem inneren Auge, einem nach außen hin nicht vorhandenen Sinn, sichtbar. („Sichtbar“ ist nicht treffend, kommt aber der Art der Wahrnehmung am nächsten.) Sie besteht gleichsam aus „sichtbarem Nichts“.

Der Aufenthaltsraum der Spirale ist mit dem unendlich leeren Raum zu vergleichen, in dem als einziges Objekt die alles beherrschende Spirale schwebt, allerdings nicht mit bewegtem Charakter, sondern stabil.

Trotz ihrer äußeren Stabilität ist die Spirale nicht tot, sondern von erstarrter, erstarrender und leerer Zeit (Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft) bestimmt, was sich jedoch nicht äußert, was ich also nicht „sehen“ kann, sondern nur „ahnen“.

Ob die Spirale einen Anfang und ein Ende hat und ob sie über einem Zentralpunkt kreist, kann ich infolge ihrer ungeheurer Weite und Masse nicht erkennen, auch wird die Spirale zur Zukunft hin überhaupt, zur Vergangenheit hin aber erst ziemlich weit entfernt leer und unfaßbar.

In der Regel betrachte ich die Spirale von etwa 100000 v. Chr. bis 2000 n. Chr., kann diese Strecke jedoch *fast* beliebig erweitern.

Ich sehe den Zeitraum 0-2000 n. Chr. und den von 10000 v. Chr. bis 0 separat voneinander.

Das Jahr 0 bildet ein kaum überwindliches Hindernis, was die Verbindung beider Systeme betrifft, besonders in der Blickrichtung von der Gegenwart in die Vergangenheit. Der unterschiedliche Schwierigkeitsgrad im Verbinden beider Systeme beruht auf meinem unterschiedlichen Gefühl und meiner Einstellung bei den Blickrichtungen; ich sehe nämlich den Blick in die Vergangenheit als Abwärtskurve, den in die Zukunft als Aufwärtskurve, jeweils im Schraubensinn der Spirale, auf der ich mich befinde. Nun fällt mir das Aufwärtsdenken leichter als das Abwärtsdenken, wahrscheinlich weil es den natürlichen Charakter des Fortschreitens hat und nicht wie das reaktionäre Abwärtsdenken gegen den Strom des im Menschen grundgelegten Strebens schwimmt, sondern nach vorne, nach oben treibt.

Daß mir das Jahr 0, wo sich beide Blickrichtungen treffen, bei der Verbindung beider Systeme Schwierigkeiten macht, liegt an der steten Konfrontation mit der christlichen Zeitrechnung, die hier (0) einen eminent wichtigen Einschnitt in den Fluß der Zeit(spirale) macht. Bei Naturvölkern, die keine Zeitrechnung von einem bestimmten Zeitpunkt an kennen, kann, auch wenn sie in einer Spiralenordnung denken, diese außergewöhnliche Stelle in der Zeitkurve nicht vorhanden sein.

Die christliche Zeitrechnung beeinflußt mich wohl ebenfalls bei der Beachtung derjenigen Gegend (hier kenne ich keinen Punkt) auf der Spirale, die ich als ihre Mitte empfinde; „Mitte“ heißt: die Zeit davor und danach ist „gleich schwer“, die davor hauptsächlich durch

„Ausdehnung“, die danach hauptsächlich durch „Dichte“). Die „christliche Jahreszahl 0“ kann, wie schon gesagt, jedoch nur die Vorstellung von der Mitte der Zeit(spirale), die in der Teilung der Zeitmasse besteht und daher wohl wiederum bei allen Menschen angetroffen werden kann, beeinflussen, nicht aber bewirkt haben, da eine Teilung der Zeit nicht an Punkte gebunden ist, sondern sich nur für die Gesamtheit der Zeit interessiert.

Ebenfalls muß bei jedem spiraldenkenden Menschen als zentraler Punkt auf der Zeitspirale die Stelle vorhanden sein, auf der er steht oder zu stehen meint. Diese Stellen werden nur in ganz seltenen Fällen identisch sein, wenn das überhaupt möglich ist. Ich z.B. sehe meinen Standpunkt nach dem Gefühl immer ein paar Jahre zurück in Richtung Vergangenheit gerückt und erkenne den tatsächlichen Standpunkt (auf dem heitigen Datum) erst, wenn ich besinnend denke.

Mein gedachter Standpunkt ist eine unklare, nicht genau anpeilbare Stelle in oder auf der Zeitspirale.

Wenn ich die Zeit entlang denke, muß ich am Jahre 0 und an meinem eigenen Standpunkt anhalten, meine Orientierung wiederfinden und kann erst danach die Zeitspirale weiter verfolgen.

Während ich das Jahr 0, wenngleich nicht leicht und immer, anvisieren kann – und zwar von einigen bestimmten Stellen der Spirale aus (vorzüglich etwa von 40 v. Chr.) –, so bin ich doch kaum imstande, auch mit äußerster Konzentration nicht, mich des Blickes auf meinen eigenen Standpunkt (Gegenwart) zu bemächtigen, selbst wenn ich meinen gedachten Standpunkt auf der Spirale ändere, um so Abstand von der Gegenwart zu bekommen.

Solche Änderungen meines gedachten Standpunktes, die ich allerdings nur mit einiger Anstrengung (Konzentration) vollziehen kann, sind mir nur im Spiralenraum der Vergangenheit möglich. In die Zukunft kann ich mich nicht versetzen, um die Gegenwart meines Ichs anzuvisieren; das liegt wohl an der Leere und Unausgefülltheit der Spirale im Zukunftsraum.

Wie bei meinem Gegenwartsstandpunkt kann ich auch bei anderen, angenommenen Standpunkten nicht den eigentlichen Standpunkt anvisieren, sondern ich fühle mich in einer Zeitgend. Wenn ich mich in eine andere Zeitgend begeben, verlasse ich meinen Gegenwartsstandpunkt nicht, sondern bin gleichzeitig an zwei Punkten auf der Spirale, immer anwesend beim Gegenwartspunkt als „heimatlicher“ Bezugspunkt, dann aber auch beim angenommenen Punkt als Ausblicksstandort. Mehr als zwei Standpunkte, wovon der Gegenwartsstandpunkt stabil (d.h.: immer als Ich-Komponente vorhanden) ist, kann ich nicht annehmen. Durch die Standpunktverlagerung ist es mir möglich, eine Stelle auf der Zeitspirale von verschiedenen Seiten zu betrachten und mit anderen Stellen (Zeiten, Zahlen) in Beziehung zu setzen.

Was sehe ich nun, wenn ich eine Stelle auf der Zeitspirale anvisiere? Zunächst sehr wenig! Die anvisierte Stelle zeigt mir nicht die Geschehen der betreffenden Zeitepoche oder des betreffenden Jahres, sondern lediglich die Zahl der Zeit, die man sich nicht als Ziffer, sondern als einen diese spezielle Zeit festhaltenden Oberbegriff verstehen muß. Die anvisierte Stelle (Zahl) ist, bildhaft gesprochen, das Tor zur dazugehörenden Zeit; wenn ich „durch das Tor gehe“ und in die gelebte, gehandelte Zeit eintrete, verlasse ich augenblicklich meine Vorstellung von der Zeitspirale.

Selbstverständlich kann ich mich an historische Ereignisse auch ohne Hilfe der Zeitspirale erinnern, doch sehe ich sie dann nicht mehr unter dem Aspekt der Zeit und ihrer Ordnung, sondern als gehandeltes Leben, das allerdings die Grundlage und Voraussetzung der Zeit ist, gleichsam der notwendige Körper zur Seele.

Ein Hinweis darauf scheint mir in der unterschiedlichen Dichte und „Farbigkeit“ der Zahlen der Spirale zu liegen, die ich beim bloßen Anblick sehe; ich sehe nämlich natürlicher Weise in den für mich interessanten Gebieten und Epochen auf der Spirale mehr und bedeutendere

Zahlen (Stellen) als in aktionsarmen, lebens- und ereignisfernen Epochen (etwa 1860-70 im Gegensatz zu 2800 v. Chr.- 2790 v. Chr.)

Nach all diesen differenzierten und differenzierenden Betrachtungen über die Zeitspirale wird es den Leser vielleicht verwundern, wenn ich ihm sage, daß dieselbe für mich viel unklarer, oder besser: viel vielfältiger ist als ich es beschreiben kann. Ich habe versucht zu schildern, wie ich die Spirale als Ganze sehe, habe dabei aber außer Acht gelassen, daß sie mir wieder ganz anders erscheint, mit viel mehr Kreisungen, wenn ich einzelne Teile, etwa ein Jahrhundert, separat betrachte; der Halbkreis, der beim Gesamtüberblick sich etwa von 0 bis 2000 hinzieht, hat nun die gleiche Krümmung in einem Jahrhundert. Die Form der Spirale wird also belebter, wenn ich ihre einzelnen Teile genauer und näher betrachte.

Eingehender hierüber zu sprechen ist, so glaube ich, sinnlos, denn ich fürchte, damit dem Vorstellungs- und Einfühlungsvermögen des Lesers, wie vielleicht schon desöfteren im Text, zu viel zuzumuten. Zum Abschluß meiner Betrachtungen über die Zeitspirale sei noch einmal gesagt, daß diese ein abstraktes Gebilde ist, deren Richtung, Anfang, Ende, Gestalt, Stabilität, Lage u.s.w. nicht fest auszumachen sind.

Nun könnte man fragen, wie ich zu einer solch komplizierten Vorstellung der gezählten Zeit komme, worauf ich antworten müßte: nicht aufgrund konstruktiver Überlegungen, vielmehr ist diese Vorstellung, soweit ich das beurteilen kann, seit ich zeitlich und „zahlisch“ denke, als eigentlich von meiner Geburt an, in mir vorhanden, ist aber im Laufe des vorwärtsschreitenden Denkprozesses mit Zeit und Zahl unbewußt ausgebaut und gefestigt worden.

Ich habe meine Vorstellung von der Zeit als einer Spirale an erster Stelle deshalb aufgezeichnet, weil ich glaube, daß sie kein individuelles Hirngespinnst meiner selbst, sondern im Eigentlichen eine Urvorstellung des Menschen ist, und zwar im „mythischen Zeitalter“, also einen Kontrast zur heute scheinbar stark verbreiteten Strahlvorstellung darstellt. Zwar scheint der mythische Mensch bei seiner Zeitvorstellung keine in meinem Sinne zahlenbelebte Spirale vor Augen zu haben, sondern eher die periodische Wiederkehr der Zeit, doch scheinen mir in der Tat einige auffällige, grundsätzliche Parallelen zu meiner Vorstellung vorhanden zu sein. In den Abweichungen vom reinen Kreisbild des mythischen Menschen glaube ich die Einflüsse der Strahlvorstellung (fortlaufende Zahlen, kein unbedingtes Kreisen über einem Zentrum u.s.w.) auf meine Vorstellungswelt zu erkennen.

Ob meiner Vorstellung aber in Wirklichkeit eine solche ursprüngliche und allgemeingültige Bedeutung zuzumessen ist, halte ich durchaus für möglich, wage ich aber ohne nähere Untersuchungen anderer Zeitvorstellungen nicht zu behaupten.“

Soweit meine 35 Jahre alten Ausführungen zur Zeitspiralenvorstellung. Ich habe sie damals mit weiteren Ausführungen über die ganz abstrakte Zahlenspirale und mit abschließenden Bemerkungen fortgeführt. Auch wenn ich verstehe, dass die Leserin oder der Leser schon durch den bisherigen Wortschwall ermüdet sein dürfte, füge ich diese beiden kürzeren Teile noch an, da auch sie das Thema der Orientierung betreffen, aber in einem allgemeineren Sinn.

„Die Zahlenspirale

Neben der Zeitspirale existiert in meiner Vorstellung außerdem noch die Zahlenspirale, die zunächst nichts mit der Zeitspirale zu tun hat, insofern sie einem anderen Vorstellungsbereich angehört. Sie weist mit der Zeitspirale eine Menge von Parallelen auf, doch ist sie im Ganzen einfacher, unkomplizierter und daher uninteressanter.

Sie sei hier aber dennoch beschrieben, da vielleicht schon ihre bloße Existenz in Zusammenhang mit der Zeitspirale weitere Schlüsse hinsichtlich der Spiralvorstellung im allgemeinen erlaubt.

Gemeinsamkeiten beider Spiralen sind: die Art ihrer „sichtbaren Erscheinung“; ihre Lage im leeren Raum; das, woraus sie „bestehen“, das „sichtbare Nichts“; ihre spiralartige Grundform. Die Unterschiede zeigen sich darin, daß zeitliche Faktoren (Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft; das Jahr 0, der Gegenwartspunkt) in der Zahlenspiralvorstellung ausscheiden; jedoch haben sie teilweise Parallelen im „Zahlischen“. Analog zum Gegenwartspunkt gibt es in der Zahlenspirale den 0-Punkt. So relativ schwer verständlich und unzugänglich der Zukunftsbereich in der Zeitspirale ist, so schwierig ist es bei der Zahlenspirale in den Bereich der negativen Zahlen vorzudringen. Dem Bereich der Vergangenheit entspricht der von 1 bis ∞ .

Besondere Stellen (wie das Jahr 0) gibt es, wenn man vom 0-Punkt absieht, in der Zahlenspirale nicht. Sie ist noch viel steriler und aussageärmer als die Zeitspirale, ja macht über die Zahl hinaus überhaupt keine Aussage.

Die Frage nach der Standpunktverlagerung ist unwichtig, weil sie nicht mehr einbringt als die Feststellung, daß die Spirale ein eintöniges Ordnungsband ohne jegliche Reize ist. Dementsprechend ist auch keine „Mitte“ bei ihr auszumachen, denn sie hat kein „Gewicht“, zumindest kein unterschiedliches, differenziertes, ist also nicht zu messen.

Allen diesen Unsicherheiten und Unbedeutsamkeiten steht eine Konstante gegenüber, die der größeren Eintönigkeit und Starrheit der Zahlenspirale im Vergleich zur Zeitspirale Rechnung trägt. Diese Konstante ist die Richtung und Stabilität der Zahlenspirale.

Die Richtung läßt sich natürlich nicht in Himmelsrichtungen oder durch deren Koordination beschreiben, da die Spirale ja im „leeren Raum schwebt“ und es keine Anhaltspunkte gibt. Dennoch möchte ich versuchen, Stabilität und die Existenz meiner eigenen Person ausnutzend, Richtung und Ordnung der Zahlenspirale zu beschreiben; dabei lasse ich die negativen Zahlen außer acht, denn ihre Ordnung und Richtung ist für mich undeutlich und unwichtig.

Ist mein Standort beim 0-Punkt, so muß die Spirale in der Richtung der Mitte von geradeaus und links ihren Lauf beginnen, macht bis zur Zahl 10 einen nicht ganz halbkreisförmigen Bogen in Richtung „vor mich“, so daß mir etwa die Zahl 12 gerade „gegenüberliegt“, 20 etwas rechts von „geradeaus“, 40 etwa rechts, 65 etwa rückwärts, 100 etwa rückwärts bis links liegt. 100 liegt dann da, wo „vorhin“ 6 gelegen hat. Bis 1000, das über der Gegend von 10 liegt, beschreibt die Spirale nur noch eine leichte Kurve. Jetzt kommt etwas Sonderbares: Der Weg nach 10000 verläuft nicht über den Weg von 10 nach 100, sondern geht in fast gerader Richtung über 1000 hinaus und macht erst um 10000 den Bogen nach rechts, so daß 20000 wieder über 20, 100000 über 100, 1000000 über 1000 und in der Gegend von 10, 10000000 über 10000 liegt u.s.w. Natürlich verfolge ich die Zahlen in der Regel nicht weiter als etwa bis 1000000, doch ist mir eine gedankliche Weiterverfolgung der Spirale durchaus möglich.

Die Erscheinung, daß ich 10000 wie 1000 über der Gegend von 10 sehe, erkläre ich mir durch die „Namensverwandtschaft“ von 10 mit 10000. Mit „über“ ist nicht unbedingt gemeint, daß die betreffende Zahl „darüber“ oder „darauf“ liegt – Raumentfernungen sind nicht meßbar auszumachen –, sondern dass sie von mir aus gesehen in gleicher Richtung liegt. Seltsamerweise ist kaum eine andere meiner Spiralvorstellungen so stark in meine Vorstellung eingepreßt wie diese Richtungsordnung der Zahlen.

Dementgegen muß gesagt werden, daß die Zahlenspirale im allgemeinen zwar genau so häufig wie die Zeitspirale, wenn nicht häufiger, in meinem Bewußtsein anwesend ist, aber nicht deren Bedeutung, Tiefgründigkeit hat, demnach nicht so interessant ist; ich halte es jedoch für möglich, daß dies bei vorwiegend „zahlisch“ statt zeitlich denkenden Menschen anders, vielleicht umgekehrt ist.

Abschließende Bemerkungen über meine Spiralvorstellungen

Meine vorhergegangenen Betrachtungen über die Spiralordnung überblickend fühle ich mich verpflichtet, im Nachhinein einige erläuternde Worte dazu zu sagen.

Ich habe meine Spiralvorstellungen nicht niedergeschrieben, um staunende Verwirrung zu stiften, sondern um in sehr bescheidenem Umfang einen möglichen Beitrag zum Zeit- und Zahlenverständnis und –bild zu liefern.

Ungeachtet der Bedeutungslosigkeit, die meinen Aufzeichnungen wahrscheinlich ohnehin anhaftet, möchte ich in besonderem Maße auf die Möglichkeit hingewiesen haben, daß sie unter Umständen eine Anhäufung völligen Unsinn sein können und vielleicht nicht die geringste Erkenntnis enthalten. Dies mag nach meinen teilweise ausführlichen Beschreibungen der Spiralen vielleicht wie ein feiger Rückzieher erscheinen, doch muß man bedenken, daß ich so gut wie nichts in der Hand habe, meine Ausführungen zu beweisen oder nur zu erklären. Selbst wenn man von der natürlichen Zweifelhaftigkeit der Folgen und Schlüsse, die ich zu ziehen geneigt war, absieht, sind auch schon die Beschreibungen an sich anzuzweifeln, denn ich vermag nicht zu sagen, ob sie nicht durch bloße Beschäftigung mit dem Spiralgedanken ausführlicher und differenzierter geworden sind als sie ursprünglich waren. Überdies weiß ich nicht, wie lange ich schon diese Spiralvorstellungen habe, oder ob ich sie immer gehabt habe. Schließlich fehlt mir fast jeder Vergleich mit anderen Zeit- und Zahlvorstellungen, falls diese überhaupt in einer meinen Vorstellungen vergleichbaren Struktur existieren.

Entgegen all diesen Bedenken darf ich versichern, daß ich mich bemüht habe, meine Vorstellungen nach bestem Wissen niederzuschreiben und glaube, daß sie mehr bedeuten als phantastische Hirngespinnste.“

Nun, ein Hirngespinnst scheint mir aus heutiger Sicht etwas ziemlich Relatives zu sein. Was Bedeutung für mich hat, hat dadurch auch schon einen gewissen Grad an Realität. Sonst könnte man ja auch, vom nüchternsten materialistischen Standpunkt aus betrachtet, die ganze reine Mathematik als Hirngespinnst bezeichnen. Ich habe mich jedenfalls schon damals über die kurzschlussartige Verbindung von Mathematik und Naturwissenschaften gewundert. Dass diese beiden Bereiche, das Abstrakteste und das „Realste“, sich so gut auf einander beziehen lassen, ist alles andere als selbstverständlich, eher ein Wunder.

Wie ich schon erwähnte, hielt ich die geographischen und historischen Verhältnisse für eine solidere Basis der Orientierung als die naturwissenschaftlichen, obwohl die meisten meiner Mitmenschen im 20. und noch im 21. Jahrhundert das sicher anders sahen und sehen. Sie halten die naturwissenschaftlichen „Fakten“ überhaupt für das Allergewisseste, obwohl doch einiges dafür sprechen könnte, dass wir die unmittelbar den Menschen betreffenden Angelegenheiten besser verstehen dürften als die ganze außermenschliche Natur. Vielleicht haben wir da nur nicht ein so feines kritisches Gespür für das, was wir alles nicht wissen und vergrößern. So gelten naturwissenschaftliche Theorien einfach von vorn herein als solider denn historische, weil ihre Methoden im Laufe der Neuzeit immer mehr in Mode gekommen

und geläufig geworden sind und weil man sich dabei mit äußerlichen Daten zufriedengibt; aber das kann man eigentlich nicht „die Natur verstehen“ nennen.

Schon in der Volksschule hatte ich etwas Unterricht in Naturkunde und Naturlehre. Die Naturkunde alias Biologie ging mir leicht ein. Da wusste ich, woran ich war, und die Einteilung in Arten, Gattungen u.s.w. schien mir sinnvoll und nachvollziehbar. Sie stimmte weitgehend mit meinen eigenen Wahrnehmungen in der Natur überein, etwa dass es Bäume verschiedener Art gibt, deren Blätter sich einerseits alle ein bisschen unterscheiden, andererseits aber untereinander so ähnlich sind, dass der Unterschied zu einer anderen Art viel mehr ins Gewicht fällt. Diese Beobachtung beeindruckte mich mit den Jahren immer mehr und mir wurde klar, dass die Natur kein chaotisches Kontinuum, sondern eine gestufte Natur ist. Das kam meinem Orientierungsbedürfnis sehr entgegen und ist zweifellos ein wesentlicher Grund meines Wohlfühlens in der Natur. Sie macht auf mich weder den Eindruck des Verschlingenden noch, wie leider bei vielen modernen Menschen, den der bloßen Staffage. Vielmehr fühle ich mich in ihr als Teil einer großen vielfach in sich reflektierten Ordnungsstruktur.

Es hat mich immer fasziniert, dass auch die wildeste Natur, vielleicht sogar gerade diese, schön wirkt. Ich brauchte nur ein beliebiges Fleckchen „Unkraut“ anzuschauen. Die Biologen sprachen da vom „Kampf ums Dasein“ – das mochte ein Aspekt sein –, aber dabei entstand immer wieder auf geheimnisvolle Weise eine Art Gleichgewicht, in dem alles seinen Platz findet. Dagegen war so schrecklich Vieles, was die Menschen fabrizieren oder wie sie die Natur manipulieren, auffallend unausgewogen, ja hässlich. Auf Gaesdonck lebte ich auf einer schönen Insel; aber wenn ich weiter hinauskam – am liebsten selten –, begegnete mir allzu viel Hässliches, vor allem in Form von monströsen Straßenbauten und Industrieanlagen. Eine Fahrt durchs Ruhrgebiet war für mich eine seelische Tortur, bei der mir mehr oder weniger schlecht wurde, auch wenn meine Mutter fand: „Hier pulsiert das Leben.“ Ja, offenbar störte die zum Himmel schreiende Hässlichkeit kaum jemanden und vielfach war man auf diese Eingriffe geradezu stolz.

Als ich in meiner Studienzeit die Schriften der altchinesischen Klassiker las, sprachen mir die Taoisten aus der Seele, wenn sie die Konfuzianer kritisierten, die „die Welt in Ordnung bringen“ wollten. (Offenbar lebte ich in einem „hyperkonfuzianischen Zeitalter“. Wer hätte das gedacht?) Wie treffend ließ Dschuang Dsi seinen Laotse zu Konfuzius sagen: „Wenn Ihr, Meister, den Wunsch habt, dass die Welt nicht ohne Hirten sei, so wisst Ihr ja, dass Himmel und Erde ihre ewigen Ordnungen in sich selbst haben, dass Sonne und Mond ihr Licht in sich selbst haben, dass Sterne und Sternbilder ihre Ordnungen in sich selbst haben, dass die Tiere

ihren Herdentrieb in sich selbst haben, dass die Pflanzen ihren Standort in sich selbst haben. Wenn Ihr, Meister, in Euren Handlungen dieses LEBEN nachahmt und mit Euren Schriften diesem WEG folgt, so seid Ihr ja schon am Ziel. Was braucht Ihr da noch krampfhaft Liebe und Pflicht predigen, wie wenn man die Pauke schlagen wollte, um einen verlorenen Sohn zu suchen? Ei, Meister, Ihr verwirrt der Menschen Wesen!“

Für die Taoisten waren schon die menschlichen Tugenden „Liebe und Pflicht“ eine Manipulation der Natur. Was sollte man da erst von den heutigen hypertrophen technischen Manipulationen sagen?

Es hatte schon früh einen Reiz für mich, mir die Natur ohne Menschen vorzustellen, auch wenn ich nicht auf Dauer in einer solchen Welt leben mochte. Schon als Kind in Walbeck kam ich einmal im Sommer auf die Idee, ganz früh vor allen anderen aufzustehen und mich in der Morgendämmerung auf die Bank zu setzen, die vor dem Haus unserer Nachbarn stand. Ich blieb dort still auf dem menschenleeren Markt unter den Linden sitzen bis mir kalt wurde und ich ins Bett zurückkehrte.

Später wollte ich einmal in den Ferien wenigstens *einen* ganzen Tag ohne irgendeine Menschenseele in der Natur erleben. Ich stand vor meinen Eltern auf, schrieb Ihnen einen kurzen Erklärungsbrief, versorgte mich mit etwas Proviant und ging in den Wald, der sich bei uns an der holländischen Grenze ausbreitet. Ich hatte vor, an einer verborgenen Stelle zur Ruhe zu kommen, zu meditieren, zuvor aber ein paar Stunden lang den Wald in verschiedene Richtungen zu durchmessen, damit diese Unruhe ausgelebt war und ich nicht weiter hinausgezogen würde. Leider begegnete mir gegen Mittag ein Zöllner, der nach Schmugglern fahndete. Er fragte mich aus und wollte meinen Personalausweis sehen. Als wenn ich mit dergleichen im Wald spazierenginge! Überhaupt konnte er sich nicht vorstellen, dass ich hier am Vormittag nichts weiteres suche als die Natur, auch wenn ich ihm sagte, ich gehe hier mein Leben lang umher. Der Einbruch verdarb mir mein schönes Vorhaben, und ich kehrte nachmittags nach Hause zurück.

Gleichwohl behielt das Thema der Integration in die oder in der Natur eine dauerhafte Bedeutung für mich. – Ich erinnere mich, wie ich einmal mit meinem Freund Michael Fürtjes in den letzten Gaesdoncker Jahren einen Nachtspaziergang durch die Felder machte, begeistert auf den Sternenhimmel wies und von der notwendigen Ordnung sprach, die diesen Kosmos existieren lässt und uns darin. Michael war damals ein ziemlich schwermütiger Mensch, und ich konnte ihn durch meine Begeisterung nicht aufmuntern. Er antwortete mit ebensolcher Emphase: „Aber was nützt mir das alles, dass da oben diese Ordnungen sind?“

Was nützt mir das, wenn ich als Mensch leide?!“ Ich schaute ihn erstaunt an und konnte nur erwidern: „Mir nützt das sehr, gerade wenn ich leide.“

Trotz meiner günstigeren Veranlagung zur Integration in die Natur lag aber auch mir etwas im Wege, was ich damals noch nicht durchschaute. Schuld daran hatte die Schule, insbesondere die *Meditationen über die erste Philosophie* von René Descartes, die wir im Philosophieunterricht durchnahmen. Seine prinzipielle Unterscheidung von *res cogitans* und *res extensa* ergriff Besitz von mir, ohne dass ich die Folgen absah. Erst viel später habe ich begriffen, dass es nicht nur mir, sondern dem ganzen neuzeitlichen Europa so gegangen war. Durch Descartes Aufspaltung der Wirklichkeit wurde eine höchst problematische Entwicklung des Denkens eingeleitet, deren negative Konsequenzen noch heute keineswegs ausgestanden sind. Am meisten waren die Naturwissenschaften vom Cartesianismus durchsetzt – er war geradezu ihre Fundierung –, während vor allem die Künste dagegenzuhalten versuchten. Um 1800 scheint sich dieser Kampf in Deutschland dramatisch zugespitzt zu haben. Die monistische Partei erwählte den schon längst verstorbenen Spinoza zu ihrem Patron, angefangen von Lessing, der kurz vor seinem Tod bekannte: „Ich bin ein Spinozist“. Auch Goethe, Schiller, Schelling und alle romantischen Literaten waren Spinozisten, weil sie an die Einheit der Wirklichkeit glaubten und die Aufspaltung in Geist und Materie ablehnten, erst recht wenn davon nur noch die materialistische Seite übrig blieb. Ein leidenschaftlicher Spinozist war auch Hölderlin. Seinen Briefroman *Hyperion* habe ich mehrmals gelesen. Neben dem letzten Brief Hyperions an Bellarmin faszinierte mich besonders sein zweiter, worin es heißt: „Ach! Wär ich nie in eure Schulen gegangen. Die Wissenschaft ... hat mir alles verdorben. Ich bin bei euch so recht vernünftig geworden, habe gründlich mich unterscheiden gelernt von dem, was mich umgibt, bin nun vereinzelt in der schönen Welt, bin so ausgeworfen aus dem Garten der Natur, wo ich wuchs und blühte, und vertrockne an der Mittagssonne. – O ein Gott ist der Mensch, wenn er träumt, ein Bettler, wenn er nachdenkt, und wenn die Begeisterung hin ist, steht er da, wie ein mißratener Sohn, den der Vater aus dem Hause stieß, und betrachtet die ärmlichen Pfennige, die ihm das Mitleid auf den Weg gab.“

Obwohl mir bei solcher Lektüre die Wangen glühten, konnte ich mich eine Zeit lang nicht von der cartesianischen Umklammerung befreien. Es war ein Schlag für mich, als ich Goethes Hymne *Das Göttliche* las. Sie sollte offenkundig eine Verherrlichung des Menschen sein, aber um welchen Preis! Da stand es, selbst bei Goethe (der doch, wie Thomas Mann fand, über die meisten Sachen meistens das Richtige sagte): „Denn unführend ist die Natur“. Hatte dieser ganze klassische Humanismus nicht einen tragischen Riss?!

Der Knoten löste sich für mich erst einige Jahre später, aber dann ein für alle Mal. Ich machte nach dem Abitur meinen Zivildienst in einer Beschützenden Werkstatt für geistig Behinderte. Am Ende dieser Zeit fuhr ich mit den Behinderten und einigen Betreuern in Urlaub auf die westfriesische Insel Ameland. Ein Tag war für eine Kutterfahrt aufs offene Meer festgesetzt. Es ging mir miserabel. Ich hatte kurz zuvor meine erste Freundin verloren. Das Wetter war windig und regnerisch. Auf dem Kutter schaute ich abwesend vor mich hin, mal in die ungefassten Gesichter der Behinderten, mal in das Chaos der Wellen. Völlig unerwartet überkam mich in meiner aufgelösten Verfassung mit einmal ein starkes Glücksgefühl; es resultierte aus der irrationalen Gewissheit, dass „im Grunde“ alle Trennungen Illusionen sind und alles eins ist, Mensch und Natur, Ich und Materie, alles. Seitdem war ich mit Descartes und dem ganzen Schwarm seiner Anhänger fertig und zehre noch heute von diesem Glück; eigentlich verstehe ich es erst nach und nach. Wie schrieb Hyperion?: „Eines zu sein mit Allem, das ist das Leben der Gottheit, das ist der Himmel des Menschen.“

Auf Gaesdonck war für mich eine solche Freiheit noch nicht in Sicht. Ich arbeitete mich noch kritisch-rational daran ab, wie die Naturwissenschaften zur Natur stehen. Dabei gewann ich den Eindruck, dass sie nur einen ganz bestimmten Aspekt der Natur ins Auge fassen, sich ihres eingeschränkten Blickwinkels aber kaum bewusst sind. Zwar hatten sie sich abgewöhnt, auf metaphysische Implikationen einzugehen, aber die Natur „als solche“ betrachteten sie als ihr ureigenstes Terrain und glaubten, darüber alles Wesentliche zu wissen oder zumindest prinzipiell wissen zu können. Ich wunderte mich zunehmend über diese Naivität. Als wenn es überhaupt etwas „als solches“ geben könne, wo doch alles unabsehbar zusammenhängt. Für mich war die Natur ein Teil – oder soll ich sagen: ein „heiliges Organ“? – des Unendlichen, des Ganzen; aber so eine Betrachtungsweise galt eben, wie ich später erfuhr, seit 200 Jahren als „schlechte Metaphysik“, die spätestens mit Schellings Tod ausgemerzt war, und die Naturwissenschaften waren seitdem stolz auf ihre begrenzten Fragestellungen, so stolz, dass sie schließlich alles Übrige als nicht existent ansahen. Wie konnte man allen Ernstes auf seine Borniertheit stolz sein? Wenn man einsieht, dass das Ganze nicht zu erkennen ist, sollte man doch um so bescheidener werden und wie Goethe „das Unerforschliche ruhig verehren“. Hatte nicht spätestens Immanuel Kant in aller wünschenswerten Klarheit dargelegt, dass wir die „Dinge an sich“ nicht erkennen können? Warum störte dies die Naturwissenschaftler seit nunmehr fast 200 Jahren nicht im geringsten? Sie hatten sich, von ihrem Erfolg berauscht, offenbar dazu entschlossen, „ihr Ding zu machen“ und die Philosophie für überflüssiges Geschwätz zu erachten, jedenfalls für weniger solide als ihre naturwissenschaftlichen „Fakten“, die keine „Ansichtssache“ seien. Als sei nicht für jedes beliebige Wesen, das

prinzipiell unfähig ist, die Dinge „sub specie aeternitatis“ zu betrachten, letztendlich *alles* „Ansichtssache“, allenfalls mit unterschiedlich großen Spielräumen! Wenn man das nicht bedachte, kam doch die „schlechte Metaphysik“ gleich wieder im Gewand eines kritiklosen Materialismus zur Hintertür herein.

Was ich vor allem vermisste, allerdings nicht nur in den naturwissenschaftlichen Fächern beziehungsweise bei den meisten anderen Lehrern: dass dem Staunen genug Raum gegeben werde. Es wurde gleich immer alles wegerklärt – oder ignoriert, zum Beispiel das Chaos. Freilich war das Chaos mir selbst irgendwie unbehaglich; aber so zu tun, als wenn die Natur sich nur in „Gesetzen“ erginge, die letztenendes alle vom Menschen verstanden werden können, das war doch ziemlich dreist. Erst später, als ich die Schule schon verlassen hatte, fingen die Naturwissenschaftler auf einmal an, sich mit dem Chaos zu beschäftigen, weil sie gelernt hatten, damit umzugehen. Vorher war keine Rede davon, obwohl das Problem des Chaos genauso existierte, praktisch und abstrakt.

Die Naturlehre alias Physik hatte mir schon in der Volksschule im Unterschied zur Naturkunde Unbehagen gemacht. Ich verstand gar nicht recht, worum es ging und was mir zum Beispiel der „Wagnersche Hammer“ sagen sollte. Trotzdem freute ich mich, als wir in der Mittelstufe endlich Physikunterricht bekamen. Ich glaube, ich erwartete davon eine harmonische Erklärung, wie die Wirklichkeit aufgebaut sei. Stattdessen wurde ich zunehmend verwirrt. Geradezu ein Ärgernis waren mir die vielen „krummen“ Zahlen, mit denen man operierte. Das sollten nun Naturgesetze sein! Immerhin war nicht zu leugnen, dass unser Physiklehrer eine gewisse Begeisterung von seinem Gegenstand ausstrahlte. Diese hatte aber auch ihre Schattenseiten, anders gesagt: klare Feindbilder. Eine seiner Lieblingszielscheiben war Goethe. Wenn jemand von uns eine Frage nicht beantworten konnte, pflegte er zu sagen: „Du ziehst es wohl vor, das Unerforschliche ruhig zu verehren.“ Dabei schaute er einen bedeutsam an und fügte hinzu: „Ja, Goethe war ein Filou.“ Zur Erläuterung holte er mitunter weit aus, prangerte Goethes miserables Verhältnis zu Frauen oder sein kokettierendes Selbstmitleid an: „Und dann schreibt so einer: ‚Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide.‘“

Besonders war ihm natürlich Goethes *Farbenlehre* ein Ärgernis, deren drei Bände insgesamt „der größte Humbug“ seien. Wie ich später feststellte, mochte das aus einem bestimmten Blickwinkel einigermaßen zutreffen, aber durchaus nicht aus jedem. Die Polyperspektive oder Dialektik war freilich nicht die Sache unseres Physiklehrers. Er orientierte sich an den „Fakten“. Dabei gab es für ihn selbst durchaus Dinge, für die er schwärmte, insbesondere für

die heiligen Spektralfarben, von denen er immer mit Ehrfurcht sprach. Als er eines Tages die Versuchsanordnung dafür aufbaute, wir Schüler aber mit geschwätziger Unaufmerksamkeit dasaßen, hielt er plötzlich inne, sah uns an und sagte mit Bestimmtheit: „Nein! Das tun Wir nicht. - Wir werfen keine Perlen vor die Säue.“ Damit baute er alles wieder ab, und die Optik wurde im Lehrplan überschlagen. Dieses Verhalten nötigte mir immerhin einen gewissen Respekt ab, und ich fände es auch heute nicht verkehrt, wenn die Lehrer öfter so verfahren würden. Gleichwohl: ich war von der Physik enttäuscht und konnte kein Verhältnis zu ihren Labyrinthen finden, die gar nicht nah am Puls der Natur zu sein schienen und reichlich konstruiert daher kamen; Orientierung konnten sie mir jedenfalls kaum geben.

Mit der Chemie stand es nicht besser. Wie schön und treffend hatten die alten Griechen die vier Elemente mit Erde, Wasser, Luft und Feuer beschrieben und dazu noch den geheimnisvollen Äther als quinta essentia gefügt. Das war eine Ordnung, die mir viel sagte. Nun aber sollte es über 90 Elemente geben (und alle paar Jahre noch eins dazukommen), wovon ich die allermeisten nicht einmal vom Hörensagen kannte. Was ging mich das an? Ich hatte im Leben mit Wasser und Luft zu tun. Aber mit Wasserstoff, Sauerstoff, Stickstoff, geschweige denn obskureren „Elementen“? Wo war da der „Sitz im Leben“? So schaltete ich meistens ab und strengte mich nur an, nicht einzuschlafen. Unser sehr geduldiger Chemielehrer – er pflegte zu sagen: „Meine Herrn, meine Geduld ist groß, aber endlich.“ – wusste denn auch nicht, was er mir für eine Note geben sollte. Ganz unverdientermaßen gab er mir schließlich eine mittlere Note, weil ich „ein intelligentes Gesicht“ machte.

In einigen wachen Augenblicken bekam ich, auch im Physikunterricht, eine Ahnung davon, dass es in diesen Fächern doch einiges gab, was der Orientierung würdig war, etwa das Periodensystem oder die Quantentheorie. Durch die große Unanschaulichkeit war mir das alles zwar fern, aber später, seit dem Studium, konnte ich mehr damit anfangen, und ich machte es mir zu einer bis heute anhaltenden Gewohnheit, jedes Jahr ein oder zwei populäre naturwissenschaftliche Bücher zu lesen, auch wenn ich nicht alles darin verstehe. Dieses Interesse wuchs noch, seit ich bemerkte, wie die Naturwissenschaft aufgrund der immer unverkennbareren Unendlichkeit der Natur weithin bescheidener wurde, sich durch die Natur zurechtbringen ließ und Selbstkritik übte. Einige wenige Naturwissenschaftler vertraten jetzt sogar die Ansicht, dass nicht nur die Natur, wie die Menschen, eine Entwicklungsgeschichte hat, sondern sogar die „Naturgesetze“ eine solche haben; nur seien ihre Veränderungen so ungeheuer langsam, dass wir sie mit der Ewigkeit verwechseln. Das war immerhin eine Überwindung der primitiven Fakten- und Invarianz-Gläubigkeit, die einen wirklich suchenden

Menschen keineswegs befriedigen kann; ja, zu viel Orientierung – das heißt: Ordnung, die keine Entwicklung und keinen Interpretationsspielraum eröffnet – ist eher Desorientierung.

Insgesamt wurde mir freilich klar, dass ich nicht für die Naturwissenschaften geschaffen war, dass mir die entsprechende Intelligenz fehle und dass ich auch nicht allzu viel von ihnen erwarten durfte. Das war soweit kein Problem. Etwas anderes war es mit der Mathematik, und das nicht nur wegen meiner Zahlenspirale. Je älter ich wurde und je weiter wir im Mathematikunterricht fortschritten, desto deutlicher wurde einerseits meine mangelnde Begabung gerade für dieses Fach. (Tatsächlich fiel ich hier immer weiter ab und landete mit einer 5 im Abitur. Unser Direktor, der mich wegen mancher anderen Fächer schätzte, sagte bei der Zeugnisübergabe mit traurigem Kopfschütteln zu mir: „Ja, ten Haef, da war nichts mehr zu machen.“) Auf der anderen Seite brachte ich, man könnte sagen: in einer Art Hassliebe, der Mathematik prinzipiell größte Hochachtung entgegen. Seit ich in der Quinta euklidische Geometrie und Bruchrechnung lernte, wofür ich eine ziemliche Begeisterung und auch Fähigkeit besaß, hatte ich das Gefühl, dass es in der Mathematik um etwas ganz Wesentliches ging. Diesen Eindruck behielt ich, auch als ich später nichts mehr verstand und mich fortwährend ärgerte. Ja, ich ärgerte mich nicht nur über mein Versagen, sondern auch über die ganze Richtung der „höheren Mathematik“ und vor allem darüber, dass kein Mathematiklehrer jemals auch nur ein Wort über die tiefere Bedeutung der ganzen Sache sagte, die er da mit uns anstellte. Offenbar war sie für alle nichts mehr als eine Art Denksport. Das war zum Haare-raufen. Hatte ich nicht in unserm Lateinbuch ein Mosaikbild der platonischen Akademie gesehen, auf dem Platon und einige Schüler um eine auf einem kleinen Podest liegende Kugel versammelt waren und diese meditativ betrachteten? Das war ein angemessener Umgang. Stattdessen wurde einem nun im Handumdrehen gesagt, was Pi sei und wie man, auch wenn die Quadratur des Kreises ein Unding sei, prima damit rechnen könne. Dass die alten Griechen einen Horror vor dem Irrationalen hatten, wurde als komische Anekdote erzählt. Überhaupt schienen die modernen Mathematiker mit der Infinitesimalrechnung, den Grenzwertdiskussionen etc. geradezu eine fanatische Lust auf alles zu haben, was über die rationale Überschaubarkeit hinausging; es schien ihnen nichts lieber zu sein, als mit Unendlichkeiten zu jonglieren und sie einzufangen. Zweifellos taten und tun sie das mit einem beträchtlichen praktischen Gewinn, wenn man an die vielfältigen technischen Anwendungen denkt. Davon verstehe ich ebenso wenig wie von der höheren reinen Mathematik. Aber der operationale Umgang mit der Unendlichkeit ist mir bis heute fragwürdig geblieben. Ich sage nicht, dass die Mathematiker lieber einen anderen praktischeren Begriff hätten wählen sollen,

denn mir scheint, die Mathematik stößt tatsächlich auf die Unendlichkeit. Und diese Unendlichkeit ist im Grunde keine andere als die der Metaphysik. Nur mag die Mathematik mit der Metaphysik nichts mehr zu schaffen haben. Das war noch vor 200 Jahren anders, als der mathematisch begeisterte Novalis schrieb: „Reine Mathematik ist Religion.“ Die heutige absolute Entfernung von solch einer Perspektive kommt mir unangemessen vor – um mich vorsichtig auszudrücken –, wie überhaupt die ganze Funktionalisierung der Mathematik – und anderer Lebensbereiche. Ist sie so nicht von einer Entdeckungswissenschaft zu einer Erfindungstechnik heruntergekommen, zu einer Art überaus anspruchsvollem „Machwerk“? – Die Taoisten waren der Meinung, die Welt sei ein heiliges Ding, das man nicht „behandeln“ dürfe. Um wieviel weniger darf man die formale Seite der Welt behandeln – und gar die Unendlichkeit! Man verzeihe einem mathematischen Einfaltspinsel diese unmaßgeblichen Äußerungen, und auch dass ich seit meinen Schülertagen hierin fast keine Fortschritte gemacht habe. Für mich ist es dabei geblieben: Das Unendliche ist kein Gegenstand zum Jonglieren, sondern zum Staunen, zum Verstummen oder soll ich geradezu sagen: zum Anbeten? Aber nicht einmal das Staunen hat man uns im Mathematikunterricht nahegebracht. Über die Natürlichen Zahlen ist man hinweggegangen, als wenn es Kinderkram wäre. Stattdessen hat man sich auf immer verstiegenere Konstruktionen geworfen. Diese Verästelungen mögen für begabte Leute einen besonderen Reiz haben, aber die tiefsten Wahrheiten liegen doch immer in den Fundamenten und nicht in den Verästelungen. Wie gerne hätte ich mich ein paar Jahre länger nur mit den Natürlichen und Rationalen Zahlen befasst, sind doch bereits deren Verhältnisse unabsehbar; man denke nur an die Primzahlen. Stattdessen lernte ich hier nur die einfachen Rechenarten, wobei die Zahlen als etwas Neutral-Gleichartiges behandelt werden. Dabei hat doch jede Zahl ein anderes Verhältnis zu allen anderen und ist insofern ein Individuum! Erst viel später hab ich gesehen, dass diese Betrachtungsweise früher einmal durchaus nicht als überflüssige Spinnerei betrachtet, sondern sehr geschätzt wurde. *Tempi passati.*

Normalerweise lässt man Bereiche, die für einen keine Orientierung bieten können, links liegen. Im Falle der Mathematik konnte ich das nicht; sie war mir zu wichtig, und so musste ich mich daran aufreiben. Man könnte natürlich fragen, warum ausgerechnet die Mathematik, die weniger Lebensrelevanz als alles andere habe, mich dermaßen energieren konnte. Ich hätte damals wohl nicht den Grund dafür angeben können. Erst später ist mir allmählich bewusst geworden, dass ich, ähnlich wie Platon, die Mathematik oder im Prinzip nur die Reihe der Natürlichen Zahlen als die vollständige abstrakte Seite der konkreten Wirklichkeit ansehe; ja vielleicht ist diese Seite sogar vollständiger als die materielle. So würde sich auch erklären, warum die Mathematik so sonderbar brauchbar in den Naturwissenschaften ist. Die

Wissenschaftler glauben freilich normalerweise nur, die Mathematik sei in der Beschreibung der Natur nützlich, bilde sie aber nicht exakt ab. Stattdessen könnte es sein, dass nicht die Mathematik ein nützlicher Kommentar zur materiellen Wirklichkeit ist, sondern eher umgekehrt die materielle Welt ein (unzulänglicher) Kommentar zur formalen Welt der Mathematik. Ja, auch in diesem Punkt dachte ich gern an ein Goethe-Wort: „Die Form ist ein Geheimnis den meisten.“ Die meisten sehen tatsächlich in der Form nichts anderes als ein menschliches Konstrukt, und so wird heute überwiegend auch die ganze Mathematik betrachtet. Dass die Platoniker das einmal ganz anders sahen, findet man nicht einmal mehr diskussionswürdig, sondern nur noch kurios. Überhaupt hat mich oft der Hochmut geärgert, mit dem sowohl die Mathematiker als auch die Naturwissenschaftler frühere Ansichten der Dinge einfach als überholt und erledigt abtun und es als Zeitverschwendung ansehen, sich damit zu beschäftigen. Ich bin ein naiver Mensch, aber einen derart naiven Fortschrittsglauben habe ich nie gehabt. Womit ich nicht sagen will, dass alles Alte richtig und alles Neue falsch ist. Aber etwas mehr Dialektik in den Köpfen wäre schon wünschenswert. Da käme man freilich leicht in eine platonische Aporie, und es bliebe einem nichts übrig, als „das Unerforschliche ruhig zu verehren“, und das ist ja nun mal aus der Mode gekommen. – Ja, man soll nicht denken, nur ich habe einen Orientierungstreck; der Zug zur unbedingten Orientierung ist ganz allgemein verbreitet, wie man an der heutigen Tatsachenversessenheit sieht. Und da ist mir meine Strategie, ehrlich gesagt, lieber.

Ich muss nun aber auch endlich etwas zu den Künsten sagen, zuerst zu Sprache und Literatur. Mit der Sprache ging es mir in mancher Hinsicht geradezu umgekehrt wie mit der Mathematik: ich habe keinen besonderen Respekt vor ihr, aber mehr Begabung für sie.

Schon in meiner früheren Kindheit war mein Verhältnis zur Sprache wohl ein leicht gebrochenes. Das hatte mit der komplizierten Familiensituation zu tun. Meine Mutter hatte als 18-jähriges Flüchtlingsmädchen aus Westpreussen in eine alteingesessene niederrheinische Familie eingeheiratet, was so manche Spannungen mit sich brachte. So wurde mir nach und nach bewußt, dass um mich herum zwei verschiedene Sprachen gesprochen wurde, Deutsch und Platt. Anders als in den mittel- und süddeutschen Dialekten wurden, jedenfalls damals noch, so gut wie keine fließenden Übergänge zwischen Hoch- und Niederdeutsch gemacht, sondern ein grundsätzlicher Unterschied. Für mich waren die beiden Sprachen irgendwie nicht gleichwertig. Obwohl ich später mitkriegte, dass in Kirche und Schule (außer Latein) nur Deutsch gesprochen wurde, sprachen die allermeisten Leute niederrheinisches Platt, so dass Platt mir als die Norm vorkam. Und dann war da noch die Asymmetrie, dass die Leute,

die Deutsch sprachen, wie meine Mutter und ihre Familie, offenbar nur diese Sprache beherrschten, während die normalerweise Platt-sprechenden ebenso gut Deutsch sprechen konnten. (Dass sie es meistens nicht ganz genau so gut beherrschten, vor allem die Bauern nicht, habe ich erst später gemerkt, ebenso dass meine Großmutter auch Polnisch und mein Großvater immerhin Kaschubisch sprechen konnte; sie machten aber fast nie mehr Gebrauch davon, jedenfalls nicht, wenn andere dabei waren.) Eigenartig war auch, dass alle mit mir und unserer Mutter Deutsch sprachen, obwohl ich doch auch ihr Platt verstand, wenn sie sich unterhielten. Je nach angereiteter Person wurde so ständig zwischen Deutsch und Platt gewechselt, was mir besonders bei meinem Vater auffiel, wenn er mit seiner Mutter und Tante oder mit seiner Frau und mir und meinen Schwestern sprach. Die Leute, die nur Deutsch sprachen, schienen irgend ein Defizit zu haben – und ich schien ihnen zugeschlagen zu werden, da man mit mir nur Deutsch sprach. Sie waren keine Ansässigen und schienen sich tatsächlich nicht ganz wohl in ihrer Umgebung zu fühlen. Besonders arm waren die Evangelischen dran, die in keiner Hinsicht dazugehörten. Aber auch meiner Mutter und ihren Eltern merkte man an, dass sie in Walbeck nicht zu Hause waren. Meine Großmutter sagte manchmal mit einer gewissen Bitterkeit: „Warum bin ich nun in diesem Walbeck ausgekommen?“ Vielleicht war es diese ganze Situation, die mir kein besonders großes Vertrauen in die Sprachperspektive einflößte.

Was nun meine Begabung für die Sprache betrifft, so trat sie zwar in der Volksschule durch einige originelle Aufsätze hervor, aber Schrift, Rechtschreibung und Grammatik waren eher unterdurchschnittlich entwickelt. Unser Lehrer hielt meine Eltern zwei Jahre über die Zeit davon ab, mich aufs Gymnasium zu schicken, indem er sagte, ich verstehe die Fälle so schlecht und könne von daher nicht Latein lernen. Damit ging es dann allerdings besser als erwartet. Aber eine gute Begabung für Fremdsprachen habe ich nie besessen – leider.

Am meisten Gewinn zog ich noch aus meiner ersten Fremdsprache, dem Lateinischen, weil mir darin das Gefüge einer Sprache viel klarer wurde als im Deutschen oder in einer anderen Sprache. Auch wurde das Latein mir später beruflich nützlicher und erweiterte meinen Horizont beträchtlicher als man dies gemeinhin von einer „toten Sprache“ denkt.

Nachdem ich das Gymnasium mit Latein begonnen hatte, fehlte es mir im Englischen an dem nötigen Respekt vor der Sprache. Ganz anders als in Latein verstand ich im Englischen, schon bevor ich ein Wort gelernt hatte, ungefähr ein Drittel der Wörter, da viele ähnlich klangen wie auf Platt. Das und die englische Ausdrucksweise und Syntax, die zum Teil die Ideale des Hochdeutschen auf den Kopf stellten, hatten etwas Komisches an sich. Dazu kam eine gewisse Demotivation, die aus der fast unumgänglichen Alltagsbanalität der Übungssätze

resultiert, mit denen man sich anfangs herumschlagen muss. Den späteren freiwilligen Französisch-Unterricht habe ich hauptsächlich deswegen abgebrochen. Bis man in einer Fremdsprache so weit kommt, dass man sich in ihr so fein orientieren kann wie in der Muttersprache, ist es ein weiter Weg; ich vermochte ihn nie besonders weit zu gehen. Später im Studium sagte mir ein befreundeter Pädagoge, dass ich ein ziemlich extremes Exemplar eines Schülertypus sei, der alles, was ihn wirklich interessiere mit Leichtigkeit lerne, was ihn aber nicht wirklich interessiere, auch mit Fleiß kaum auffassen könne.

Im Fall der Sprachen gab es noch eine grundsätzliche Empfindung, die mich demotivierte. Ich konnte Platons Skepsis gegenüber der Sprache und seine Höherschätzung der Mathematik gut verstehen. In den Sprachen ist fast alles zufällig entstanden und sie bieten deshalb keine fundamentale Orientierung. Ihre Art von „Oberflächlichkeit“ ist allerdings durch die hochgradige Differenzierung eine sehr kostbare, etwa was die Empfindungsweise einer Sprachgemeinschaft oder eines Individuums betrifft. Für ein anthropozentrisches Interesse sind die Sprachen daher von unschätzbarem Wert. Nun bemerkte ich aber in den späteren Gymnasialjahren an mir, dass ich eigentlich „kein Humanist“ sei, was heißen sollte: der Mensch ist mir zwar wichtig, aber nicht das Wichtigste und jedenfalls nicht das Maß aller Dinge; wichtiger als der Mensch ist mir das Ganze, und darauf ist mein Orientierungsbemühen gerichtet. Ich weiß, das klingt wohl misanthropisch, doch so verstehe ich es nicht. Unter den Einzelwesen sind die Menschen mir schon die wichtigsten, aber die Grundlage aller Einzelwesen ist doch das Ganze, aus dem sie kommen, in dem sie leben und in das sie eingehen. Nun wird sich womöglich jemand herausgefordert fühlen zu sagen: „Das Ganze gibt es gar nicht!“, so wie die Nominalisten im Mittelalter die Universalien leugneten. Vorsicht! Das Ganze ist ganzer als eine Universalie. Wie könnten wir es überschauen? Das könnte ja kaum ein Gott. Wer sagt: „Das Ganze gibt es gar nicht.“ ist eine lustige Person.

Dass die menschliche Individualität für mich in praktischer Hinsicht durchaus keine so geringe Rolle spielt, zeigt sich unter anderem am Stellenwert, den literarische Hervorbringungen für mich hatten und haben. Ich meine damit zum einen diverse literarische Werke, die mich tief beeindruckt und geprägt haben, zum andern das Bedürfnis, mich selbst literarisch auszudrücken. Weil diese Dinge sehr ins Individuelle gehen und wenig allgemeines Interesse daran hängen dürfte, will ich das hier nicht breit ausführen. Unter den literarischen Genres war es von jeher die Lyrik, die mich am meisten beeindruckte, und detaillierte Gedichtinterpretationen habe ich sehr geliebt, sowohl zu lesen wie selber zu schreiben. Einmal schrieb ich ganz zu meinem eigenen Vergnügen eine lange Interpretation von Goethes Gedicht „Wandlers Nachtlid“, wobei ich die Analyse der 24 Worte bis zur detaillierten

Untersuchung der Vokalmelodie trieb. Auch sonst gab es einige Gedichte Goethes, die ich sehr mochte; insgesamt interessierte mich Goethe aber mehr allgemein als ganzheitlicher „Weltanschauer“. Unter speziell lyrischem Gesichtspunkt waren Hölderlin, Brentano und vor allem Rilke meine Lieblinge. Mir fiel auch auf, dass ich sogar äußerlich eine gewisse Ähnlichkeit mit dem jungen Rilke habe, wie übrigens Michael Fürstjes mit dem von ihm vergötterten Thomas Mann. Ich ließ es mir gern gefallen, wenn Michael mir etliche Werke dieses Schriftstellers an zahllosen Abenden vorlas, bewunderte auch seinen Stil; aber in einer Hinsicht war er mir verdächtig: Gemessen am Übermaß der Ironie, die er über alles ausschüttete, hatte er mir entschieden zu wenig Selbstironie und war sich viel zu wichtig. Überhaupt stand ich lange Zeit mit der Ironie auf Kriegsfuß, weil sie mir wie eine arrogante Selbstvergötterung vorkam. Der Psalmvers: „Sitze nicht im Kreise der Spötter; denn sie sind die elendsten aller Kreaturen!“ war mir geradezu aus der Seele gesprochen. Das hat sich später gegeben, als ich bemerkte, dass viele ironische Schriftsteller, wie Sterne, Heine und auch Goethe, sich selbst in diese Ironie miteinbezogen. Wo dies nicht der Fall ist, empfinde ich nach wie vor eine gewisse Antipathie.

Unter den ausländischen Dichtern begeisterten mich später besonders die chinesischen Lyriker der Tang-Dynastie. Vielleicht ist die chinesische Sprache überhaupt am besten für Lyrik geeignet. Sie ist zwar phonetisch äußerst arm, dafür aber durch ihren Mangel an Deklinationen und Konjugationen von unvergleichlich lapidarer Komplexität; so eine Art von Paradoxie braucht meines Erachtens ein gutes lyrisches Gedicht. Vielleicht hat überhaupt alle bessere Kunst einen paradoxen Zug oder eine Vereinigung von Widersprüchen. Ansonsten ließe sie sich auch in eindimensionale Gedanken übersetzen wie die Wissenschaft. Viele Literatur ist tatsächlich von dieser Art; aber die kann meines Erachtens keinen eigentlichen Kunstanspruch erheben. Was aber die chinesische Literatur angeht, so war ich, seit ich mit 25 Jahren als Student eine Kassetten mit den philosophischen Klassikern Chinas erwarb, ein für alle Mal fasziniert von dieser lapidaren und bescheidenen Sprache wie von den in ihr Ausdruck findenden tiefsinnigen Inhalten. Ich dachte: Da hat man sich in Europa zweieinhalb Jahrtausende philosophisch abgestrampelt, und hier ist alles Wesentliche schon damals gesagt, und wie! Ich liebte und liebe die chinesische Art des Ausdrucks über die inhaltlichen Gegensätze hinweg, so dass ich Konfuzius ähnlich ansprechend fand wie Laotse. Mein Lieblingsautor blieb aber Dschuang-Dsi. Ich habe sein Buch vom *Südlichen Blütenland* vor Begeisterung etliche Male verschenkt. Die Beschenkten fanden es in der Regel ganz nett; aber ich glaube, niemand konnte so recht nachvollziehen, was mich daran dermaßen faszinierte. Was soll ich dazu sagen? „Wer Ohren hat zu hören, der höre!“

Auch meine eigenen literarischen Kreationen – ich schrieb fast nur Gedichte – orientierten sich seit dieser Zeit, in der ich das Bedürfnis hatte, mein egomanes Hölderlin-Epigonentum hinter mir zu lassen, mehr oder weniger am fernen Osten. – Das war nun mal eine „Orientierung“ im wörtlichsten Sinne. Wie sagten die alten Europäer?: „Ex oriente lux!“

Auf Gaesdonck entschied ich mich in der Mittelstufe für den musischen Zweig und wählte Kunst als Hauptfach, nicht etwa weil ich künstlerisch besonders begabt gewesen wäre, sondern vor allem wegen meiner Schwierigkeiten mit Fremdsprachen und weil ich, was meine neue Liebe zur Musik betraf, erst gerade angefangen hatte, Geige spielen zu lernen und darum nicht Musik wählen mochte. Die Entscheidung war trotzdem nicht schlecht, weil sie in ausgiebiger Betrachtung einzelner Gemälde mein Auge ästhetisch schulte.

Unter den Malern der großen Tradition wurde Jan Vermeer van Delft mein Lieblingsmaler, und ich studierte alle Details und Hintergründe seiner zwei bis drei Dutzend Gemälde. Die Gründe für diese Faszination lagen in der Konzentration seiner stillen Interieurs, die nicht nur durch die quasi von innen strahlenden Farben verstärkt wurde, sondern auch, wie ich erst nach und nach merkte, durch eine im scheinbaren Realismus versteckte Rhythmik rechter Winkel, die seine Bilder strukturiert. Auch mit anderen Bildern ging es mir so, dass sie mir meist um so besser gefielen, je mehr ich in ihnen einen einheitlichen rhythmischen Duktus erleben konnte. Bilder, denen ein solcher Duktus fehlt, kamen mir irgendwie misslungen vor. Trotz meiner Vorliebe für die alten Niederländer gewann ich auf diesem Wege auch leicht einen Zugang zur abstrakten und ungegenständlichen Kunst. Schon in den Stilleben von Willem Kalf erschienen mir die immer gleichen Gegenstände als bloßer Vorwand für ein formales ästhetisches Spiel, im „Zeiten“-Zyklus Philipp Otto Runge erst recht. Vor allem faszinierte mich der Übergang vom Realismus zum reinen Rhythmus, wie ich ihn in den Bildern Piet Mondrians verfolgen konnte. Picassos Meinung, man müsse auch in der abstraktesten Malerei immer von etwas Gegenständlichem ausgehen, erschien mir unnötig konservativ. Ich konnte die bildende Kunst nur dazu beglückwünschen, dass sie sich vom unbedingten Anklammern an die direkte Naturnachahmung frei gemacht hatte und, wie Kandinski es sah, in dieser Hinsicht der Musik gefolgt war. Damit war sie durchaus nicht insgesamt aus der Natur herausgefallen, sondern hatte sich von der äußerlichen Ebene der *natura naturata* auf die tiefere der *natura naturans* begeben, in der die konkreten Formen gleichsam aus den idealen ausgebrütet werden. Das mochte nicht weit von der Geometrie entfernt sein. Aber was schadete das? Bei meiner Ansicht von einer gestalt- oder ausdruckshaften Mathematik lag

hier ein unendliches Potential, das kreativ erschlossen werden sollte. Keine schlechte Orientierung.

Auf praktischer Ebene hatte ich, wie gesagt, wenig Begabung, vor allem nicht zum Zeichnen. Ich warf mich daher zunächst auf die Frottage-Technik, wie sie unter anderem Max Ernst verwendet hatte. Der Reiz der Frottage lag für mich in eben dem Zwischenbereich von realistischem Abdruck eines Gegenstandes und – über die Brücke des Verfremdungseffekts – seiner neuen surrealistischen oder abstrakten Wirkung.

Später ließ ich die Frottagen sein und konzentrierte mich auf von vorn herein abstrakte Rechtecke, die im wesentlichen durch die bloße Proportion ihrer Seitenlängen wirken sollten. In der Praxis stellte ich aber fest, dass die Betrachter in aller Regel mehr auf die Farben achteten (die sich einer exakten Proportionierung widersetzen). Überhaupt: wenn man schon eine derartig pythagoräische Proportionskunst treibt, kann man auch gleich komponieren statt malen. Da ist alles viel einfacher zu realisieren und lebendiger zu vermitteln. Aber so weit war ich damals noch nicht.

Überhaupt kam ich relativ spät zur Musik, obwohl unser Vater fast täglich nach Feierabend schwungvoll Klavier spielte, oft auch dabei mit uns Volkslieder sang. Meine Schwester Annegret hatte mit ihrem leichthändigen Klavierspiel das Terrain der Musik früh besetzt und ich, nicht gewohnt, hinter meinen jüngeren Schwestern zurückzustehen, fühlte mich leicht irritiert. Nur halbherzig nahm ich ein bisschen Gitarrenunterricht. Das zündende Musikerlebnis hatte ich erst mit 13 Jahren. Bis dahin wurden im Gaesdoncker Musikunterricht nur Lieder gesungen und Orff-Instrumente gespielt, was ich nicht besonders reizvoll fand. In der Quarta aber wechselte der Musiklehrer, und der neue stellte uns einige historische Balladen von Carl Loewe vor, *Heinrich der Vogler*, *Prinz Eugen der edle Ritter* und so fort. Ich war vom ersten Moment an hingerissen. Die Geschichte erhielt hier durch die Musik gerade jene überhöhende Aura, die einem starken Bedürfnis in mir entsprach. Als ich später darüber reflektierte und feststellen musste, dass ich an einem kritischen Geschichtsbild eigentlich nur sekundär interessiert war, führte dies maßgeblich zu meinem Entschluss, *nicht* Geschichte, sondern verschiedene Kunstwissenschaften zu studieren.

Seit diesem Urerlebnis, das ich Carl Loewe und seinen Balladen zu verdanken habe, ließ mich die Musik nicht mehr los. Ich wünschte mir zu Weihnachten einen kleinen Plattenspieler und eine Platte mit Balladen von Loewe, die ich anfangs fast täglich hörte, so oft wie keine weitere Musik in meinem Leben. Hermann Prey sang diese Balladen mit einer faszinierenden Plastizität, so wie Loewe sie selbst vorgetragen hatte. Mein Lieblingsstück wurde *Archibald*

Douglas nach dem Gedicht Fontanes, das einen großen Bogen zwischen den verschiedensten Affekten spannte, von tiefer Verzweiflung bis zum befreienden Jubel der Versöhnung; der alternde Loewe hatte es in einem seiner selten gewordenen Geniestreiche kongenial in Musik gesetzt.

Meine spezielle Balladenbegeisterung brachte aber auch den ganzen Stein der Musik ins Rollen. Reichlich spät lernte ich jetzt Geige und dann noch Klavier spielen. Meine bescheidene technische Begabung ärgerte mich zwar, aber es lag mir inzwischen völlig fern, deshalb die Musik aufzugeben. Ich sagte mir öfter, wenn ich mich verbissen mit dem Klavierspielen abquälte: „Egal, wie schlecht *ich* spiele. Die Hauptsache ist, dass so eine herrliche Musik (wie zum Beispiel eine Haydn-Sonate) überhaupt in der Welt ist!“ Immerhin hatte ich eine differenzierte *Vorstellung* von der Interpretation eines Musikstücks – das führte zu manchen produktiven Gesprächen mit meiner pianistisch begabten Schwester – und ich könnte jedenfalls Musikwissenschaftler werden, wobei auch meinem historischen Interesse einigermaßen Genüge getan wäre.

Was die weitere Rezeption von Musik betrifft, so gewann ich mit der Zeit immer mehr Komponisten lieb. Schubert mochte ich besonders, nicht nur wegen der sehnsüchtigen Liedtexte, auch wegen seiner weit ausschwingenden Harmonien. Aber auch die ältere Musik zog mich an, Mozart wegen der idealischen Schönheit, Händel wegen seiner lapidaren Affektdarstellung und die Chormusik der Renaissance wegen ihrer überirdischen Reinheit. Überhaupt gab es in der sogenannten ernsten Musik kaum etwas, was mir gar nicht gefiel, am wenigsten noch extravertierte, theatralische Komponisten, wie Donizetti, Berlioz und besonders Richard Strauss, wo fast alles nach brillanter Arroganz klingt. Freilich für Opern wie *Salome* passte dieser dekadent-perlmutterne Stil ausgezeichnet, und ich musste auch das irgendwie bewundern.

Vor allem durch meinen Vater hatte ich auch einen leichten Zugang zur älteren Unterhaltungsmusik, wobei man freilich diese Musik wie sich selbst am besten durch eine ironische Brille betrachtet. Mit Vergnügen spielte ich mit ihm und anderen Salonstücke oder Operettenmelodien. Jazz, den er auch mochte, wirkte auf mich im Ergebnis ziemlich neutral. Das Freiheitliche daran war anziehend, der leicht blasierte Gestus, wie ich ihn empfand, eher distanzierend.

Ganz anders ging es mir mit dem Großteil der neueren Unterhaltungsmusik. Als ich Ende der sechziger Jahre zum ersten Mal Rockmusik hörte – es mochte Musik der Rolling Stones gewesen sein –, war ich wie vor den Kopf gestoßen; ich begriff nicht, was meine zahlreichen, zum Teil sehr geschätzten Mitmenschen daran finden konnten. Immer wieder habe ich

darüber nachgedacht, aber es ehrlich gesagt bis heute nicht begriffen. Diese ganze Richtung von „Musik“, für die der Name fast zu schade ist, erschien mir in ihrem wütenden Stampf- und Schreigestus, mit ihrer elektrisch verstärkten Maschinenhaftigkeit nicht nur als eine Beleidigung allen ästhetischen Feingefühls, sondern geradezu als eine Beleidigung der Humanität. (Da war ich dann doch mit einem Mal ein „Humanist“.) Ich glaube, ich habe nie einen Menschen wirklich gehasst – vielleicht bin ich gar nicht im Stande dazu –, aber diese Musik hasste ich (wie übrigens außerdem alle mögliche Reklame, aber da konnte man notfalls noch weggucken). Und da man diesem Lärm in den folgenden Jahrzehnten kaum noch entrinnen konnte, empfinde ich sie bis heute – freilich mit weniger Leidenschaft – als eine Art akustischer Umweltverschmutzung. Die Antipathie war so durchschlagend, dass ich nie bis zu den eventuell doch vorhandenen (?) positiven Zügen vordringen konnte. Oder muss man einfach hinnehmen, dass gewisse Dinge ihre Identität und Lust gerade darin finden, destruktiv zu sein und dass viele Menschen das irgendwie „brauchen“? Muss man wirklich?

Ich jedenfalls orientierte mich lieber am Konstruktiven, auch wenn das nicht gerade modern zu sein schien. Vielleicht war es vor allem die einzigartige Freiheit der Konstruktion, weshalb ich auf das Komponieren verfiel. Zur bildenden Kunst war ich zu ungeschickt; mit Worten ging es besser, aber sie erschienen mir als ein zweifelhaftes, allzu bedingtes Material; aber Töne, Töne waren rein und ewig, fast wie Engel. Anfangs ging ich die Sache freilich noch sehr subjektiv an und brachte meine Melodien sozusagen aus meinen Seelenregungen hervor. Sie aufzuschreiben fiel mir nicht sonderlich schwer. Dass ich trotzdem keine musikalische Hochbegabung war, wurde mir klar, als ich in Nachmittagskursen bei unserm hervorragenden katalanischen Musiklehrer Yordi Torra Harmonielehre lernte. Er war immer freundlich und streng, und es dauerte mehrere Jahre, bis ich ihm ein Stück zeigen konnte, mit dem er zufrieden war, ich auch: eine kurze pentatonische Toten-Motette *In paradiso deducant te angeli*.

Bis in meine ersten Studienjahre komponierte ich unverzagt weiter, auch wenn ich mir bewusst war, dass mein simpler tonaler Stil nicht zeitgemäß war. Ich probierte es auch mal atonal, aber stand nicht dahinter und ließ es wieder sein. Schließlich hatte ich das Gefühl, dass meine Werke, die ich fast geheim hielt und von denen damals nie etwas aufgeführt wurde, keinen Sitz im Leben hatten, und so versiegten auch allmählich Motivation und Inspiration.

Noch auf Gaesdonck hatte ich in mein Tagebuch geschrieben: „Wenn ich nicht Komponist werden kann, kann ich immer noch Dichter werden; und wenn ich nicht Dichter werden kann, kann ich immer noch Wissenschaftler werden.“ Es war wohl eine der fatalsten Fehlentscheidungen meines Lebens, dass ich mich kleinmütigerweise für die drittbeste

Möglichkeit entschied. Reichlich spät verstand ich, dass man überhaupt nicht kleinmütig sein soll und dass der mutigste Versuch fast immer der beste und richtige ist, auch auf die Gefahr hin, dass man scheitert. Musikwissenschaft, Germanistik und Kunstgeschichte zu studieren, ging mir freilich leicht von der Hand und machte mir Spaß, aber darin lag ja gerade die Versuchung. Man sollte nicht das tun, was einem am leichtesten fällt (allerdings erst recht nicht das Gegenteil), sondern das, was einem am wichtigsten ist. Ich schätzte zwar die Wissenschaft, aber ich habe sie nie eigentlich geliebt. Und das Leben ist zu kurz, um sich mit Dingen aufzuhalten, die man nicht liebt.

Ich musste lange, zum Teil schmerzliche und demütigende Umwege machen, bis ich mit über 40 Jahren zum Komponieren zurückfand. Ein entscheidendes Erlebnis war dabei für mich die Bekanntschaft mit der Musik Arvo Pärts. Da gab es einen, der scherte sich nicht um die avantgardistischen Axiome der Neuen Musik, sondern konzentrierte sich auf seine simplen Tonleitern und reinen Dreiklänge. Und er hatte keine Angst, wie ein lachender Taoist zu sagen: „Ich weiß nicht, ob ich komponieren kann.“ Diese Einstellung machte mir Mut, ebenso meine Freundschaft mit dem jungen tschechischen Komponisten Vít Zouhar, der sich allen Ernstes für meine lapidaren, an einfachen Zahlenproportionen orientierten Kompositionen begeistern konnte. Ja, ich kam auf die „Ordnung“ zurück, die ich schon als Schüler geliebt hatte und die stärker war als all mein narzistischer Subjektivismus. Musik, das ist gewissermaßen Orientierung pur.

Und doch kann ich hier noch nicht schließen und muss noch etwas über den Komplex Religion-Philosophie sagen, auch wenn manches davon schon angeklungen sein mag. Ungern trenne ich beide; denn Philosophie ist für mich nicht primär eine Fachwissenschaft und Religion keine blinde Offenbarung. In beidem ging und geht es mir um die lebendige Anschauung des Ganzen. Der Mangel an echter, nicht nur behaupteter Ganzheitlichkeit war es denn auch, der mich im Laufe meiner Schulzeit zur Religionskritik führte. Da sollte sich nun der Geist Gottes in *einem Buch* geoffenbart haben, wie die Protestanten meinen. Das war geradezu absurd. Aber auch der viel weitere Raum, den die Katholiken dem göttlichen Geist zugestanden, war mir erheblich zu eng, ebenso wie die ganzen dogmatischen Vorstellungen, die sich das Christentum und die meisten Religionen vom Transzendenten und Ganzen machten. Die mittelalterlichen Scholastiker hatten diesen Horizont zwar bewundernswert ausgeweitet, aber nicht weit genug; denn wenn Anselm von Canterbury sagte: „Gott ist das, über das hinaus nichts Größeres gedacht werden kann.“, so machte er doch den Begriff Gottes abhängig von der Größe unseres notwendigerweise begrenzten Denkens. Angemessen von

Gott reden, bedeutete für mich: Gott musste etwas noch Größeres sein, das Große schlechthin, das Ganze, das von unserem armseligen Denken niemals zu umfassen ist, das man deshalb in keiner Weise handhaben, aber auch nicht ernsthaft leugnen kann. Denn leugnen kann man nur etwas, das man prinzipiell übersieht. Darum arbeiten sich die sogenannten Atheisten ebenso an einem Götzenbild ab wie die Theisten.

Die aus meiner Sicht treffendste Formulierung für das Wesen von Religion fand ich erstaunlicherweise ausgerechnet bei einem protestantischen Pfarrer. In seinen *Reden über die Religion - An die Gebildeten unter ihren Verächtern* schreibt Friedrich Schleiermacher, Religion sei im Kern nichts anderes als „Sinn und Geschmack fürs Unendliche“. Dass dies 99 Prozent seiner Mitbrüder nicht gefallen konnte, lag auf der Hand, implizierte es doch, dass Kirchen nichts anderes als „Nothütten“ seien.

Anfang meiner zwanziger Jahre war mir manchmal schwindlig vor der Vielfalt meiner Interessen und Ausrichtungen. Ich dachte, es könne passieren, dass sie mich zentrifugal auseinandertrieben. Erst in meinem 27. Jahr bemerkte ich zu meiner Beruhigung, dass diese Zentrifugalität ihre Grenzen hatte und ich mit Vorliebe immer wieder auf bestimmte Arten von Themen und Perspektiven zurückkomme. Dies galt auch für Religion und Philosophie. Ich nahm wahr, dass mich Betrachtungsweisen, die sich auf Differenzierung und Konkretisierung richteten, auffällig weniger ansprachen als solche, denen es um das Ganze und Eine ging. Philosophen wie Aristoteles, Descartes oder Kant, Theologen wie Thomas von Aquin etc. fand ich ziemlich trocken, oft genug langweilig, sehr im Unterschied zu Plotin, Cusanus, Spinoza, Schelling oder auch Meister Eckhart, die ich mit Begeisterung las und immer verehren werde, ebenso wie den antidogmatischen, Gott-vertrauenden Skeptiker Erasmus von Rotterdam. Ich könnte hier mein Verhältnis zu jedem einzelnen von ihnen kommentieren, will aber nur sagen, worin sie für mich übereinstimmen. Am besten kann ich das mit einem schlichten japanischen Sprichwort ausdrücken, auf das ich vor 30 Jahren stieß und das mir seitdem unvergesslich ist: „Hebt man den Blick, so sieht man keine Grenzen.“ Auch wenn es paradox klingt: Diese Art der Orientierung scheint mir die höchste zu sein.

Ich darf diese Ausführungen nicht beenden, ohne noch eine Dimension der Orientierung, zweifellos die stärkste, wenigstens anzusprechen. Für einen „Nicht-Humanisten“ wie mich ist sie nicht der letzte Horizont, aber sie ist das Fundament und die ständige Gegenwart meiner irdischen Existenz, ohne die ich kaum zu einer weiteren Orientierung in meinem Leben fähig gewesen wäre. Ich spreche von den Menschen, die mich von Kindheit an umgaben und die mich mehr oder weniger stark prägten. Wie bei allen Menschen spielen dabei die Eltern und

nächsten Verwandten eine große Rolle. Ich möchte aber *einen* Menschen hervorheben, der, glaube ich, mein ganzes Leben am stärksten geprägt hat, meine Großtante Agnes Croonenbroeck. Da ich schon an anderer Stelle ausführlicher über sie geschrieben habe, will ich hier nur sagen, dass sie mich, durch ihr Leben und ohne irgendeine Belehrung, frühzeitig gelehrt hat, worauf es im Leben ankomme. Es ist schwer, dafür ein Wort zu finden. Am liebsten möchte ich es „Frömmigkeit“ nennen, aber das ist heutzutage hochgradig missverständlich, zumal ich dabei nicht einmal primär Religiöses im Sinn habe. Ich könnte es auch „Einfalt“ nennen, aber das ist genauso missverständlich und wirkt nahezu lächerlich. Man sieht, ich bin eben wegen solcher unzeitgemäßer Ideale – auch wenn ich weit entfernt bin, darin Tante Agnes zu erreichen – ein „altmodischer“ Mensch, und nicht hauptsächlich deshalb, weil ich mich für die Vergangenheit interessiere. Tante Agnes war das Gegenteil eines arroganten Menschen, von denen es heute leider nur so wimmelt, weil die Menschen in ihrer Desorientierung auf sich selbst zurückgeworfen sind und in ihrer Not sich selbst zum Maß aller Dinge machen. Tante Agnes war wahrhaftig anders, und trotzdem litt sie nicht an Minderwertigkeitskomplexen, sondern strahlte auf mich und viele andere eine tiefe innere Sicherheit aus. Wenn ich in meinem Leben herumgezappelt habe - und das war allzu oft der Fall -, brauchte ich nur an sie zu denken, um mich wieder zu orientieren.

Noch einen Menschen will ich erwähnen, der mir auf meinem Weg sehr geholfen hat: mein Gaesdoncker Freund Josef Geenen. Josefs Haupteigenschaft war Begeisterungsfähigkeit, etwas, das ich an anderen so oft vermisste. Er war extravertierter als ich und zitterte manchmal geradezu vor unmittelbarer Lebenslust. Gleichwohl war er für alle geistigen und künstlerischen Themen sehr aufgeschlossen, und ich konnte mit ihm viele Stunden ohne Ermüdung über Gott und die Welt diskutieren. Ein besonderes Glück war es für mich, dass er sich immer wieder für meine Kompositionen und Gedichte interessierte. Es wurde ihm nie langweilig, die Konzeption meines historischen Dramas *Nydeggen* mit mir durchzusprechen und sich alles anzuhören. Ein einziger solcher Freund ist genug, um kreativ und glücklich sein zu können. – Josef hatte eine kerngesunde Natur; sein Leben lang wusste er nicht, wie sich Kopfschmerzen anfühlen. Aber vor seinem 18. Geburtstag erkrankte er plötzlich an Leukämie. Sein Abitur machte er in meinem Bett, da ich im Primanerbau ebenerdig wohnte und er nicht mehr Treppen steigen durfte. Ein paar Wochen später war er tot. So ein Verlust ist unersetzlich; aber noch größer ist die Aufmunterung, die er für mein Leben bedeutete, selbst nach seinem Tod.

Von den Menschen, denen ich persönlich begegnet bin, gibt es außer Tante Agnes und Josef wohl nur noch einen, der auf mich eine außerordentliche Orientierungskraft ausstrahlt; aber dieser Mensch lebt noch – Gott sei Dank! – und wird mich hoffentlich überleben; es

wäre deplaziert, über ihn zu sprechen. Stattdessen möchte ich abschließend zum Ausdruck bringen, wie wunderbar es ist, dass ich mein Leben lang ganz überwiegend mit Menschen umgehen durfte, die mir wohl gesonnen waren und in vielerlei Hinsicht gut getan haben. Als ich jung war, ist mir das gar nicht besonders aufgefallen, vielmehr hab ich mich oft einsam und unverstanden gefühlt. Aber im Laufe der Jahre ist mir immer deutlicher geworden, dass es ein volles Verstehen in dieser Welt der Begrenzungen gar nicht geben kann und auch nicht geben muss und dass schon ein partielles Verstehen etwas sehr Wertvolles ist, „ein Portion vom Himmel“, wie Abraham a Sancta Clara über die Musik sagt. Ja, die Musik ist so ein quasi himmlisches Modell der vollkommenen Integration oder Einswerdung. Wenn wir selbst aber die richtigen Schwingungen finden, in denen wir mit anderen Menschen und unserer sonstigen Umwelt zusammenstimmen und resonieren, ist es genug der Orientierung.

(2006)